Germ.
2716
1

Germ. 2716 (1

Kunz von Kauffung.

Novelle

von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

Zweite wohlfeilere Ausgabe.

C. A. JÜNGLING ALTENBURG

Leipzig,
Schaarschmidt und Volckmar.
(Hartmann'sche Buchhandlung.)

1831.

1947/184

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Der Landgraf von Thüringen, Friedrich 4, der Friedfertige, auch wohl der Einfältige genannt, war am 4ten Mai 1440 zu Weißensee unbetrauert gestorben. Seine unfruchtbare Ehe mit Anna von Schwarzburg-Arnstadt hatte durch Einmischung des Vaters der letzteren, Günthers 39, in die Regierungsgeschäfte des Thüringerlandes viel Unheil in der Familie angestiftet. Thüringen hatte große Drangsale erfahren; doch begraben wurden mit den Gebeinen des Landgrafen zu Reinhardsbrunn alle Leiden des geängsteten Volkes, und mit neuen schönen Hoffnungen sah es dem künftigen Herrscherpaare entgegen. Dies waren der Churfürst von Sachsen und Markgraf von Meißen Friedrich 2, mit dem Beinamen der Sanftmüthige, und der Herzog Wilhelm 3. Der

erstere, schon ein Mann, der im dreisigsten Jahre stand, kühn, besonnen und voll Eifer für das Wohl seiner Länder; Wilhelm noch ein feuriger Jüngling von sechszehn Jahren, in dem der Heldengeist aller seiner tapfern Ahnen wieder erwacht und versammelt und nur noch mit den Formen eines jugendlichen Flattersinnes zu ringen schien, um, wenn diese niedergekämpft wären, mit ungezügelter Kühnheit seine Fittige zu entfalten und zu gebrauchen. Beide waren die Söhne Friedrichs des Streitbaren, Markgrafen von Meißen, des treusten Anhängers des teutschen Kaisers Sigismund im verderblichen Hussitenkriege und andern Angelegenheiten des Reichs sowohl, als seines Hauses. Zwar hatte Sigismund dankbar den ihm in Krieg und Frieden fest anhangenden Markgrafen, nach Absterben des askanischen Herzogstammes auf dem churfürstlich sächsischen Stuhle, mit der Chur und dem Herzogthume von Sachsen belehnt, hatte später die enge Verbindung des meißnisch-sächsischen Hauses mit dem ihm verwandten östreichischen Hause bewirkt; denn Friedrichs des Sanftmüthigen Gemahlinn war Margaretha, die Tochter Herzog Ernsts des Eisernen von Östreich und die Schwester des später den teutschen Kaiserthron besteigenden Friedrichs 3; aber der edele Albrecht 2,

Sigismunds Schwiegersohn und Nachfolger in der teutschen Königswürde, wollte seinem Vorgänger nicht nachstehen im Wohlthun, er wollte vollenden, was der Verstorbene begonnen hatte, er wollte auch den jüngern Sproß des mächtigen sächsischen Hauses durch Bande des Bluts an das habsburger Geschlecht und seinen Königsthron binden, um ihn immer fester zu bauen durch solche gewaltige Lehnsträger. Und schon 1439 verlobte König Albrecht von Östreich wie in dumpfer Vorahnung seines baldigen Scheidens sein achtjährig Töchterlein Anna mit dem funfzehnjährigen Herzoge Wilhelm; und gleichsam als hätte er eilen müssen, die Morgenröthe der Erfüllung seines Lieblingswunsches noch zu schauen, verschied der edle König in der Blüthe seines Lebens und hinterließ seiner trauernden Gemahlinn Elisabeth außer Anna, der schon verlobten Braut, und einer jüngern Tochter Elisabeth noch einen Nachfolger und Erben ihrer väterlichen Besitzungen Ungarn und Böhmen, Ladislaus, der aber erst nach des Vaters Tode geboren wurde.

Friedrich 3, der nach seines Vetters Absterben zum teutschen Könige erwählt wurde, verabsäumte nicht, als Schager des Churfürsten von Sachsen, dem Bruder desselben das Wort seines Vorgängers zu

halten. Albrecht hatte seiner Tochter ein wahrhaft königliches Erbtheil zugedacht; denn hundert Tausend Dukaten betrug ihre Heimsteuer, und zur Sicherstellung waren ihr das Herzogthum Luxemburg und die Grafschaft Chimay, als ihr mütterliches Stammland, angewiesen. Nach gegebener Bestätigung Kaiser Friedrichs brachte die Königswittwe Elisabeth ihre geliebte Tochter, die eben das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, und deren künftige Schönheit sich schon zu entfalten begann, selbst nach Dresden, wo sich damals alle Glieder des churfürstlichen Hauses aufhielten.

Wiederum waren also alle meißnischen und thüringschen Länder vereinigt, doch nur, um wiederum bald getrennt zu werden; denn als Herzog Wilhelm sein zwanzigstes Jahr zurück gelegt hatte, begehrte er die Theilung der Lande vom Churfürsten, seinem Bruder, damit er sodann, als eigner Herr und Herrscher die junge schöne Braut heimführen könne. Es kam also 1445 zu einem Vergleiche zu Altenburg, wobei Churfürst Friedrich Meißen und einen Theil vom Osterlande für sich wählte, seinem Bruder Wilhelm aber Thüringen und die übrigen Besitzungen im Osterlande und in Franken überließ.

Möchten nun bei diesem Vergleiche wirklich

kleine Vervortheilungen statt gefunden haben, oder mochten sie nur eingebildete sein, mochten vielleicht auch nur unbillige Anforderungen von beiden Theilen, kleine Neckereien, durch Zuflüsterung und Anfeindung der gegenseitigen Räthe veranlaßt, das Blut der fürstlichen Brüder gegenseitig in Wallung bringen; genug keinem genügte sein Theil, und diese Unzufriedenheit brach bald in einen öffentlichen Streit aus. Erbittert gingen die Brüder von einander, fest entschlossen, mit den Waffen ihre vermeintlichen Rechte durchzusetzen. Das ganze Land war in Gährung, und jeglicher Bewohner desselben harrte bange der Dinge, die da kommen sollten. Da vereinigten sich die Stände des Adels und der Bürgerschaft, und zogen zu ihrem Beistande herbei den Churfürsten Friedrich 2 von Brandenburg, den Landgrafen Ludwig von Hessen, beide Schwäger der streitenden Fürsten, den Herzog Heinrich von Braunschweig und den Erzbischof Friedrich von Magdeburg nebst den Bischöfen von Meißen, Naumburg und Merseburg. Und es gelang ihnen, die Brüder auf einem Versammlungstage im Kloster Neuwerk bei Halle zu vereinigen, und der daselbst errichtete Vertrag, unter dem Namen des hällischen Machtspruchs bekannt, bestätigte mit einigen nicht sehr bedeutenden

Abänderungen den Altenburger Theilungsvergleich. Die Brüder schienen versöhnt, doch glimmte in ihren Herzen der Funke des Hasses fort, und ihre Umgebungen unterließen nicht, denselben im Stillen anzufachen. Apel von Vitzthum hatte vorzüglich das Herz des jungen Wilhelm einzunehmen gewußt, und von beispiellosem Egoismus geleitet, suchte er des Herzogs Gemüth immer mehr von seinem Bruder abzuziehen. Der Churfürst drang als der ältere und erfahrenere Bruder auf Apels und der übrigen Räthe Entfernung, Wilhelms Stolz erwachte bei der anmaßlichen unwürdigen Behandlung seines Bruders, und mit Kälte wieß er den Antrag zurück; Friedrich, dadurch noch mehr erbittert, betrachtete den Herzog wie einen verblendeten Knaben, den man mit Güte seiner Irrthümer nicht zeihen könne, zog also ohne weitere Umstände vor Roßla, Apels Wohnsitz, und machte Miene, es zu erstürmen. Wilhelms fürchterlichster Zorn entbrannte, und er würde den Churfürsten mit seiner Macht vernichtet haben, wenn nicht der Bruder seines Schwestermanns, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, gerade bei ihm in Jena gewesen, und als Vermittler nach Roßla geeilt wäre. Friedrich schien auf des Markgrafen Zureden sein Unrecht zu erkennen, und ließ sich von ihm zum Abzuge bewegen,

nachdem er auf die abscheulichste und des Sanftmüthigen höchst unwürdige Weise die umliegenden Dörfer mit allen ihren Feldern verwüstet hatte. Ruhe waltete wieder rings umher, aber es war die entsetzliche Ruhe, welche dem verderblichen Sturmwüthen vorangeht. Die Brüder waren voll heimlichen Grolls gegen einander; der Zunder hatte sich in großer Menge gesammelt; es bedurfte einer kleinen Reibung, den Funken zu entwickeln, der schnell um sich greifen mußte, als gräßliche Flamme, Land und Menschen zu verderben.

Lauter Jubel erfüllte das schöne Thal der Saale; Liedesklang und Bechersang rauschten durch den reizendsten Theil desselben, dem man nicht mit Unrecht den Namen des Paradieses gegeben hat. Von allen Seiten über die nackten Berge und durch die Thalschluchten zogen festgeschmückte Schaaren; die Burgen des Thüringerlands thaten sich auf, ihre ritterlichen Helden, von reichgekleideten Knappen gefolgt, zu entlassen; und des Landvolks strömte viel herein in die uralte Stadt des Osterlandes, den Fürstensitz Jena. All dies Volk kam zum reichsten und herrlichsten Fest, wie es lang und weit und breit nicht war gesehen worden; denn der junge Herzog Wilhelm von Sachsen und Thüringen feierte hier in seiner Lieblingsstadt, wo er immer gern und froh verweilte, sein Beilager mit der sittigen, schönen, funfzehnjährigen Anna, der edelen Tochter des verstorbenen Königs Albrecht. Der schönste Sommer hatte seine Schätze aufgethan, und der gabenreiche August bot seine Früchte. Ringsum Lust, ringsum Sonnenschein und das herrliche Thal mit seinem Para-

diese; wahrlich der Herzog hätte Zeit und Ort nicht schöner wählen können.

Das schwerzubefriedigende Gemüth des stolzen Herzogs hatte im Übermuthe jugendlicher Eitelkeit Alles aufgeboten, um sein Hochzeitfest recht glänzend zu feiern, um zu zeigen, daß es eine Königstochter sei, die er heimführe. Nicht nur sämmtliche Ritter seines Landes, der Kaiser selbst war eingeladen, und über achtzig Fürsten des Reichs, und alle Städte seines Landes, deren jede drei Abgeordnete zur Feier schicken mußte. Zwar erschien der Kaiser nicht selbst und viele von den geladenen Fürsten, aber desohngeachtet gab es so viel fürstliche Häupter, daß man sie im Schlosse nicht alle unterzubringen wußte. Jeder Ritter brachte seine Dame und wohl noch mehr, Schwestern und Verwandte, mit. Auch gab es der geistlichen großen Herren in Fülle, denn der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt, Meißen, Naumburg und Merseburg, Äbte und Prälaten weit und breit her waren zugegen in aller ihrer Herrlichkeit. Kein Ritter und keine Dame hatte den Aufwand gespart, und die unerhörte Kleiderpracht und der sonstige Staat des funfzehnten Jahrhunderts trat bei dieser Gelegenheit recht ins vollste Licht. Es waren allein an dreitau-

send Pferde von den Gästen und ihrem Gefolge mitgebracht, nicht zu gedenken der kaum zählbaren Menschenmasse, welche die Stadt nicht fassen konnte.

Am Montage nach St. Viti versammelten sich die vornehmsten der Gäste auf dem Schlosse, um das Brautpaar zum Altare zu begleiten; nach der heiligen Handlung ward die Stimme der Freude rings nur hörbar von den stärksten bis zu den weichsten Tönen. Herzog Wilhelm warf das schwarze freudeglänzende Feuerauge in der Versammlung der Edeln umher, neigte sich jugendlich rasch bald zu einem lächelnden greisen Degen, bald zu einem jungen Ritter, wohl auch zu einer edeln Matrone oder einer ritterlichen Jungfrau, sie alle herzlich zu begrüßen, dann strich er sich wieder sein langes dunkellockiges Haar aus dem schönen bräunlichen Gesichte, und schaute wie wonneberauscht in den glanzerfüllten Zirkel. Anna, kaum den Kinderjahren entwachsen und nur schüchtern ahnend die Geheimnisse und Pflichten ihres künftigen Standes, verweilte in holder Schaam neben ihm, leicht überhaucht vom Erröthen frommer Unschuld, wie die Lilie nur leicht vom Strahl des Abendroths berührt wird. Ihre ruhigen von keinem Spiel irgend einer Leidenschaft bewegten himmelblauen Augen blickten nur dann und

wann leise und kaum sich an den Anblick Aller gewöhnend empor, auch schienen sie sich flüchtig mit Thränen zu füllen, die aber wieder versiegten; aus dem etwas länglichen fast bleichen edlen Gesichte sprach die Hoheit und Würde einer Königstochter aus dem Stamme der Habsburger. Ihr zur Seite standen einige ungerische Große noch in die dunkele Farbe der Trauer gehüllt, fast wie eine böse Vorbedeutung für Annas künftige Tage. Im Gemüthe der schönen Braut selbst schien eine düstere Ahnung aufzusteigen; denn trotz des sie umrauschenden Jubels blickte sie immer still vor sich hin, und bewegt und geängstet von einem innern unerklärlichen Bangen stahl sich öfters ein leiser Seufzer aus der bewegten jungen Brust. Sie gedachte ihrer geliebten dahingeschiedenen Mutter. Bei der über Alles kostbar geschmückten Tafel, an welche sich die fürstlichen Gäste mit dem Brautpaare setzten, bedienten die vornehmsten thüringischen Grafen und Herren die Letzteren, eine Auszeichnung, die noch keinem Beherrscher dieses Landes widerfahren war. Da stand Graf Heinrich von Schwarzburg zur Bedienung des Herzogs vor dem Tische, Graf Günther von Beichlingen zu der ihrigen, Graf Günther von Mansfeld und Heinrich von Brandenstein trugen das Essen

der Herzoginn auf; Graf Adolph von Gleichen und Claus von Wangenheim dem Herzoge, voran aber gingen Graf Ernst von Gleichen, der Hofmeister, von des Herzogs Seite, Graf Ludwig von Gleichen und Ludwig von Witzleben von der ihrigen. Der Burggraf Diethart von Kirchberg stand als Schenk des Herzogs, Graf Heinrich von Luthenberg als Schenk der Herzoginn vor der Schenkbank; Graf Sigmund von Gleichen und Thilo von Seebach trugen die Trinkbecher dem Herzoge, und Graf Ernst von Hohenstein und Hans Blankenberg der Herzoginn zu. Außerdem waren zu seinem Dienste bei Tische noch beordert Friedrich von Hopfgarten, Hans von Schlotheim, Kersten von Witzleben, zu dem ihrigen aber Busso Vitzthum, Jörge Vitzthum, Heinrich von Melding, Hans von Wangenheim. Jeder von diesen dienstthuenden Grafen und Herren hatte noch zehn Nebengesellen von seiner Dienerschaft zur Aufwartung der Gäste bei Tafel. Alle strotzten von Gold und Silber und zierlicher Stickerei an der Kleidung.

Des Abends wurde ein großes Banquett gegeben, woran Jeglicher Theil nahm, der von Adel war. Um den Herzog hatten sich seine Ritter versammelt, die den Namen seiner Geheimen führten;

denn nichts unternahm der junge Herzog, ohne ihren Rath und Zustimmung.

„Was wird euer Bruder, Herzog, zu dem Hochzeitschmause sagen? Er hat eure Einladung trotzig abgeschlagen, und das Einladungsschreiben kaum gelesen,“ trat ein sehr reich gekleideter schon bejahrter Ritter den Bräutigam an, der eben in den Anblick einer anwesenden, ihm fremden Dame versenkt war, und die bewegten Mienen des Fragers vermochten ihr hämisches Spiel nicht zu unterdrücken, mit dem er die schadenfroh klingenden Worte begleitete.

„Mag er sich doch die Nase einspannen lassen, damit er den Schnupfen nicht bekommt. Kann auch unterdessen in der Postille lesen oder seine Knechte ermahnen, der sanfte Mann; er will nicht kommen weil er mir nicht befehlen kann,“ erwiederte auffahrend und trotzig der Herzog.

„Aber ich bitt' euch, gestrenger Herr, all des Streits wäre ein End, wenn ihr eurem Bruder in dem einen Punkte nachgäbt und mich aus euren Diensten entließt; denn meine Abdankung verlangt er ja vor allen Andern und fast weiter gar nichts. Sagt selbst, was ist so viel an mir, daß ihr mit eurem Bruder, der doch weit älter ist, als ihr, und klüger sein will, in stetem Zank um meine Person

lebt? Laßt mich ziehen und vereinigt euch mit dem Churfürsten."

„Redet mir nie wieder solch Wort, Apel! Bei meinem Zorne befehle ich euch das!" sagte heftig der Herzog. „Ich bin kein unmündiger Bube mehr, und weiß recht gut, was ich zu thun und zu lassen habe. Und wenn mir auch eure guten treuen Dienste zu gar nichts behülflich wären, so würd ich euch dennoch nicht entlassen, und zwar deshalb nicht, weil es mein übermüthiger Bruder verlangt, der den Zucht= und Hofmeister noch immer nicht vergessen kann, den er vor zehn Jahren gar trefflich gegen mich spielte. Ich wäre ja als ein unbärtig Kind zu schätzen, wenn ich ihm seinen Willen nur in einem Stücke nachgeben sollt. Und schweigt ihr und ihr Alle, die ich meine Getreuen nenne," zürnte er, gegen die Andern gewendet, „vom Churfürsten, damit mein Freudentag mir nicht versalzen werde, durch solch bittere Gedanken, wie mir jedesmal das Gespräch von meinem Bruder erzeugen."

„Lieber Schwäher, ereifert euch nicht drob," redete ihn der Markgraf Albrecht an, „und laßt den Dingen ihren Lauf; der Churfürst hat mir vor Rossel versprochen, sich ruhig zu verhalten, und er hats wahrlich nicht noth, den Streit wieder zu be=

ginnen. Aber laßt auch ihr ihn in Frieden. Ihr aber, Apel, thut eure Pflicht in dem Dienste, den euch Gott und euer Herr übertragen, und beharrt darin treu bis euch der Eine oder der Andere einmal davon los spricht."

„Ihr kennt den unermüdeten Eifer, edler Herr Markgraf," entgegnete freundlich lächelnd Apel Vitzthum, „den ich für meines gnädigen Herrn Nutz und Frommen anzuwenden gewohnt bin. Was hülfe mir alles eitle Selbstlob, es wäre thöricht; denn es ist mir ganz zur eigenen Natur geworden, für meinen Herzog und Gebieter jede Stunde Gut und Blut zu lassen. Ich schweige von Allem und lasse die Vergangenheit reden, sie mag auch hinsichtlich der Zukunft für mich zeugen."

„Ich weiß es, und Alle wissen es, daß ihr ein braver Ritter, ein verständiger Rath und mein Freund und Anhänger seid," erwiederte Wilhelm, „und ich verfehle nie, meine Dankbarkeit und Achtung euch an den Tag zu legen; aber nun sollt ihr mir auch nicht von Abdanken sprechen. Ich gestehe, ich bedarf eures Raths, und ein Wort von euch ist mir mehr werth, als eine Rede meines allzuklugen Bruders und er selbst."

„Nehmt meinen Dank für eure Gnade und die Versicherung, daß ich lebenslänglich mich deren würdig zeigen werde," erwiederte sich verbeugend Apel Vitzthum; der Herzog aber wandte sich zu Bernhard von Kochberg, einem andern seiner vertrauten Räthe in seiner Nähe.

„Sagt mir doch, wer ist der lange bleiche Ritter, er scheint höchst ungesund? Wenn ich nicht irre, sah ich ihn heute in eurem Gefolge mit ankommen, Ritter Kochberg."

„Er ist mein Schwager, edler Herr!" war die Antwort, „ein Ritter aus Franken, Namens Heßberg; seine Frau, das lebhafte junge Weib mit den schwarzen feurigen Augen, die rechts von eurer Gemahlinn am Balkone sitzt, ist die Tochter Ritter Eberhards von Brandenstein zu Roßla, und die Schwester meiner Frau."

„Wie heißt die Schöne?" fragte Wilhelm sich vergessend, und seine Augen suchten die Stelle wieder, die sie kaum verlassen hatten, und die Glutblicke der Frau brannten ihm entgegen.

„Katharina," entgegnete Kochberg. „Sie wird mit Recht eine der reizendsten Frauen genannt, und manchen guten Ritter hat ihre Schönheit schon bezaubert. Ich bitt' euch Herzog, hütet euch, ihr zu

nahe zu kommen, sie versengt mit den glühenden Strahlen ihrer Augen."

„Ihr faselt!" lachte Wilhelm. „Aber das Weib ist wahrlich schön! Laßt uns zu ihr gehen, Ritter; man muß die Gefahr suchen, um sie zu bestehen."

Sie gingen; Wilhelms Blicke strömten auf die majestätische Gestalt der jungen Ritterfrau, die sich mit einer großartigen Grazie erhob, wie sie nur Königinnen zuzukommen scheint. Ihr Wuchs war edel, schlank, und doch alle Formen voll und üppig. In ihren Augen schwamm ein Liebreiz, der das schöngebildete Gesicht überglänzte und dessen Strahlen von da aus die ganze Gestalt zu umspinnen schienen; aber aus der Quelle, der er entfloß, brannte noch eine schwärmerische ungezügelte Glut, wie ein düsteres verschlossenes Feuer, das verdeckt doch stets sichtbar zu werden und den Kerker zu sprengen droht. Solchen Blicken können Männer selten widerstehen, sie umziehen und umgarnen sie leise mit tausend Fädchen, die zum festen unzerreißlichen Netze werden.

„Noch nie hatte ich das Glück euch an unserer Hofhaltung zu sehen," redete Wilhelm schier verwirrt nach den ersten Begrüßungen zu der schönen Frau; „und ihr habt unrecht gethan euch denen so

lange entzogen zu haben, die stolz darauf sein müssen, euch zu ihrer Gesellschaft zählen zu dürfen."

„Die Gnade, euch aufwarten zu können, durchlauchtigster Herr," erwiederte Katharina, „war mir früher nicht erlaubt; denn erst seit einem Jahre hat Thüringen und unser Land die Freude, euch allein seinen Herrscher zu nennen, und seit einem Jahre bin ich vermählt und meinem Eheherrn nachgezogen nach Franken auf seine Burg."

„Er hat meinem Lande einen großen Schatz entwendet," sagte der Herzog fast zärtlich und ergriff im Feuer der Leidenschaft, die ihn plötzlich durchstürmte, Katharinas Hand, sie zu pressen, und ein leiser Druck der ihrigen sagte ihm, daß das reizende Weib nicht unempfindlich sei.

„Darauf darf ich euch nichts erwiedern, als daß ich nach wie vor eure getreue Unterthaninn sein werde," sagte Katharina; und als eben ein neuer Tanz aufgespielt wurde, trat der junge schlanke Herzog mit dem schönsten Weibe im Saale den Reigen an.

Mancherlei Gruppen hatten sich unterdessen gestaltet; die alten Ritter saßen zechend zusammen, die jüngeren warteten ihren Damen auf oder drehten sich mit ihnen im Tanze. Die fromme schöne Anna saß auf ihrem hohen Sessel, wie ein verklärter En-

gel erhoben über allen irdischen Schmerz und alles eitele nichtige Treiben der Menschen. Mild und freundlich blickte sie auf ihre Umgebung hernieder und lächelte so hold, wußte Jedem so Liebevolles zu sagen, daß sie Aller Herzen gewann. Als sie mit ihrem Gemahle den Tanz eröffnet und mit jedem der anwesenden Fürsten, ihren lieben Schwähern und Vettern, einmal getanzt hatte, zog sie sich zurück und gestattete den einzelnen Rittern und Frauen, ihr zu nahen und sich mit ihr zu unterhalten. Unter den Ersteren trat auch ein sehr hoher Mann heran, mit fast kolossalem Gliederbau, kräftiger stolzer Haltung, starkem gelockten Haar und edlem Gesichte.

„Gnädige Frau," sprach er, sich verbeugend, „ich weiß nicht, ob ich das Glück habe, noch von euch gekannt zu sein; vor vier Jahren, als eure Frau Mutter euch nach Dresden geleitete, wurde mir die Ehre, euch mit einer Anzahl sächsischer und thüringischer Ritter zum Empfang entgegen reiten zu dürfen."

„O ich erinnre mich eurer gar wohl," erwiederte die Fürstinn; „wie sollt ich auch nicht, hab ich euch doch immer am Hofe meines Schwagers gesehen, eh' sich der unselige Zwist entspann. Ihr seid der

Ritter Kunz von Kauffung, der Hofmarschal des Churfürsten zu Altenburg."

„Und euer getreuer Diener, so lange ich lebe," erwiederte Kunz.

„O sagt mir," fiel ihm Anna ins Wort, „wie befindet sich die gute Margareth, meine liebe Base? Was schaffen ihre lieben Kinderchen, die ich nun seit Jahr und Tag nicht hab gesehen?"

„Die Churfürstinn, meine gnädige Frau," erwiederte Kunz, und neigte sich näher nach der Herzoginn und sprach mit gedämpfter Stimme, „läßt euch herzlich und freundschaftlichst grüßen; sie läßt euch bitten durch mich, ihrer nicht zu vergessen in eurem Gebet und euch stets erinnerlich zu sein, daß sie mit euch aus gleichem Blute des Östreichisch n Stammes entsprossen sei."

„Wie kann Margaretha glauben, daß ich jemals aufhören würde, ihre treue Base zu sein? Glaubt mir, Ritter von Kauffung, und gebt diese Versicherung auch eurer Herrinn, daß ich mich stets eifrig bemühen werde, den Frieden zwischen den fürstlichen Brüdern zu erhalten und zu befestigen."

„Meiner fürstlichen Frau," fuhr Kunz fort, „ist vor kurzem groß Leid widerfahren; ihr ältest Prinzlein Alexander ist zu Meißen verstorben; ein artig

Herrlein, war eben neun Jahr alt gewesen; sie läßt euch bitten um euer Beileid."

„Gott schenk ihr Trost, der armen lieben Base!" schluchzte Anna und trocknete sich den Thränenstrom; nach einiger Zeit fuhr sie gefaßter fort: „O ich sehne mich recht, einmal das Herz mit ihr umzutauschen. — Doch das kleinste Prinzlein Albrecht ist gesund? Konnt noch nicht laufen, als ich in Meißen von den Lieben schied, wird wohl nun größer und rüstiger sein."

„Er wird tüchtig und nimmt zusehens brav zu; er hat alle Anlagen einmal ein guter Rittersmann zu werden. Auch Prinz Friedrich und Prinz Ernst sind groß geworden, der Letztere zählt nun schon fünf Jahr und beginnt den Wurfspieß zu schleudern und besteigt schon täglich sein Pferd. Gott erhalte uns die theuren Kinder!"

„Und von den lieben Prinzessinnen, meinen Bäschen habt ihr kein freundliches Wort an mich zu meinen Ehrentage?" fragte Anna, und Kunz trat noch einen Schritt näher, zog aus seinem reichverzierten Wamse ein kleines wohlverpacktes Kästchen mit den Worten:

„Die Prinzessinn Anna und die Prinzessinn Amalia lassen euch schönstens grüßen, sie und die Mutter schicken euch ein klein Geschenk zu eurem Hochzeitfeste, was sie gefertiget zu eurem Schmuck mit ei-

gener Hand; doch möchtet ihrs geheim halten vor Jedermann, damit kein Unheil draus erwachse."

Anna nahm das Päckchen, drückte es an ihre Lippen und ließ ein Paar Thränen darauf fallen. „Die lieben Jungfraun!" rief sie dann, „könnt ich sie an mein Herz drücken und sie Alle die lieben Kinder und die theure Mutter! Wie sehr hart ertrag ich die Trennung von den Theuren! O ich fühle heute am meisten, daß ich nicht glücklich bin!"

Kunz von Kauffung trat gerührt zurück; er hatte die Thränen in den Augen der engelschönen jungen Frau gesehen und ehrte ihren Schmerz. Wohl wußte er, wie sehr Anna die Kinder ihrer Schwägerinn geliebt, wie sie selbst noch Kind in Dresden und Meißen unter ihnen aufgewachsen war. Der letzte Ausruf der Herzoginn schnitt ihm noch mehr durch die Seele; denn er hatte mit Späherblicken ihren Gemahl beobachtet und den tiefen Eindruck wohl bemerkt, den die verführerischen Reize Katharinas von Brandenstein auf ihn gemacht hatten. Anna gemahnte ihm in dem Augenblicke wie eine Seherinn und ihn selbst durchzuckte es wie eine traurige Ahnung, als drohe der liebenswürdigsten Fürstinn, die seine ganze Neigung besaß, viel Unheil. Da drängte

es ihn zum Worte und er sprach mit weicher fast zitternder Stimme zu ihr:

„Gnädige Frau, traut auf mich und meine Treue; euer Schmerz geht mir nah und ich muß euch helfen. Wenn ihr mir euer Vertrauen schenken wollt, so werde ich euch dienen treu und ritterlich so lang ich lebe und mein Schwert hält, so wahr mir Gott helfe! Gebt mir eure Wünsche zu erkennen, ich werde Alles pünktlich an die Churfürstinn besorgen, und wollt ihr sie einmal sprechen heimlich oder öffentlich, so werd' ich's suchen zu bewerkstelligen. Kommt ihr aber sonst in Nöthen oder Anfechtung, so gelob ich euch Schutz und Beistand bei meiner Ritterehre."

„Ihr seid ein edler Mann, Kunz," erwiederte die Herzoginn und reichte ihm die Hand; „ich werd's zu erkennen und euch wohl zu gedenken wissen. Vielleicht kommt auch die Zeit, wo ich euch wieder an euer Wort erinnere. Bevor ihr wieder von dannen zieht, werd' ich euch Aufträge geben an meine liebe Base und ihre Kinder in Meißen."

Kunz verneigte sich und Anna wandte sich wieder zu den Stellvertretern ihrer Mutter.

Der Ritter gedachte im Herzen, wie die junge edele Herzoginn doch recht alles Schirmes und Schutzes

beraubt sei, wenn der Herzog sie nicht lieben sollte, und daß dem wilden überall nach den Extremen greifenden Sinne Wilhelms das stille stets in sich zurückgezogene und nur in bescheidener Gottergebenheit nach innen zu sich entfaltende Gemüth Annas nicht genügen werde, wurde ihm immer klarer; allein stand dann die hohe Frau in einer sie stets feindlich berührenden Welt, allein in der todten fürchterlich kalten Pracht ihres Standes, der sie schied von der Mittheilung tiefempfundner Schmerzen. Zwar war der teutsche König Friedrich 3. ihr Vetter und Vormund, aber das Oberhaupt des Staates stand ihr zu fern; zwar war Ladislaus, der König von Ungern und Böhmen, ihr Bruder, aber er war noch ein Knabe; ihre Mutter schied wieder von ihr — und dann — der Gedanke erfaßte Kunzens Seele immer gewaltiger — war Anna verlassen. Er gedachte seines Weibes, die auch Anna hieß und seiner Kinder, und gelobte sich dann im Stillen noch einmal, der theuren Herzoginn ein Beistand zu sein, wenn sie dessen bedürfe.

Versenkt in mancherlei Betrachtungen hatte er nicht bemerkt, wie Herzog Wilhelm mit seiner reizenden Tänzerinn vor ihm stand; durch ihre lebhafte Unterhaltung aufmerksam gemacht, trat er noch einen Schritt näher.

„Und euer Gatte kränkelt, seit ihr sein Weib seid?“ fragte sie Wilhelm.

„Wie ein zehrendes Gift schleicht es ihm durch Adern und Gebeine, seine Kraft schwindet zusehens,“ erwiederte seine Tänzerinn.

„Wie sehr seid ihr zu bedauern, schöne Frau! Ihr verdientet einen Gott voll jugendlicher Kraft an eurer Seite zu haben. Habt ihr euren Gatten je geliebt?“

„Herzog,“ sprach Katharina mit Leidenschaft und blickte ihm in das trunkene schwarze Auge, das gierig in den Reizen ihrer Formen schwelgte, „Herzog, ich liebte noch nie einen Mann.“

„Wie aber konntet ihr euch den Traum der Jugend so grausam zerstören, wie die bunte Welt selbstgeschaffener schöner Bilder so muthwillig zerreißen und einem Manne eure Hand reichen, für den ihr nichts empfandet?“

„Ich empfand Achtung für ihn. Mein Vater wünschte unsere Verbindung und der Kindespflicht opferte ich gern die kleinen thörichten Wünsche meines sich selbst nicht verstehenden Herzens.“

„Also es hatte doch Wünsche? Ihr mußtet ein Opfer bringen? Es sträubte sich gegen euren Schritt?“ rief aufgeregter der Herzog.

„Ich bitt euch, edler Herr,“ fuhr Katharina im weichen zitternden Tone fort, „schont meiner Schwäche; ich gesteh euch gerne, daß mein Herz seine Stimme hat; doch muß ich euch immer versichern, daß ich noch nie einen Mann geliebt habe.“

„Blick und Wort verrathen mir allzudeutlich, Katharina, daß ihr nicht glücklich seid. Glaubt mir, ich nehme großen Antheil an euch. O diese Ehen auf Achtung begründet gemahnen mich wie eine Blume ohne Duft! Ein solch Leben ist kein eisig kalter Decembertag, wo man recht grimmig die Schmerzen des Lebens empfindet; es ist kein jubelnder Frühlingsmorgen, der uns Blumenkränze mit lustigem Sonnenschein an das trauliche Lager der Liebe schleudert; es ist kein heißflammender Sommertag, der des Mannes Schweiß mit dem Ährenkranze krönt, den er dem liebenden verlangend ihm entgegen tretenden Weibe um den blühenden Leib schlingt, nein ein ruhiger ewig gleicher fröstelnder Herbsttag ist es, die Sonne kann die Fensterscheiben kaum erwärmen, und doch ist's nicht lustig kalt; kein belebender Ton dringt zum Ohr, nicht das Geläute der Schellen, nicht der Schnitter Gesang, nicht Peitschenknall und Hurrahruf lustiger Eisfahrer, o pfui! das Leben ist todt; man schläft ein auf der Ofenbank. Meint

ihr nicht, daß Nachtigallenlieder, Blumenketten, Duft und warmer Sonnenschein, daß Blitz und Donnerwetter, die heulende Windsbraut und prasselnder Hagelschlag, daß Frühlingssäuseln und des Winters Sturmgebrüll uns erst empfinden machen, daß wir sind, und solch bewegtes frischempfundenes schnell verduftetes Leben gewährt allein rasch gefühlte kühn genossene Liebe."

„Wahrhaftig! eure Worte, Herzog," erwiederte Katharina warm, „wären im Stande, in manchem Herzen die Sehnsucht nach solchem Liebesleben zu erwecken. Doch meine Kränze sind verdorrt."

„Öffnet eure Brust dem neuen Frühling, der mit Rosenfinger an sie klopft! Pflanzt neue Blumen, sie werden sich euch zu Kränzen winden!"

Der Tanz drängte sie weiter fort und Kunz hatte genug gehört, um sich nicht im Herzog zu irren. Sinnend trat er zur Schenkbank, um einen Becher zu leeren, dort fand er die Gebrüder Vitzthum, Apel und Busso, die er absichtlich immer vermieden hatte; eine nicht geringe Anzahl thüringischer Grafen nnd Herren waren um sie versammelt und sprachen den Weinhumpen tapfer zu. „Kunz," rief Apel, „laßt uns auch ein Wort zusammen kosen! Wir waren sonst gute Freunde und getreue Nach-

barn und haben wohl manchen Scheffel Salz mit einander verspeist; wie kömmt's, daß wir uns seit geraumer Zeit fremd geworden sind?"

„Ei," sagte Kunz, „das müßt ihr besser wissen, als ich; denn ich war nie fremd gegen euch."

„Nun" entgegnete jener lachend, „seit mir der Churfürst, euer Herr, dermaßen zu Leibe will, daß ich in meinem Haus und Hof des Lebens nicht mehr sicher bin, will's mich doch bedünken, als habe sich eure Gesinnung gegen mich ebenfalls geändert."

„Glaubt mir, sie ist dieselbe geblieben" antwortete Kunz bitter; „denn ich hielt euch nie für einen Apostel und Kreuzprediger."

„Das spricht der Churfürst aus euch!" schrie Apel von Wein erhitzt. „Dankt's dem Orte, Kunz, wo wir sind, sonst wollt ich euch darauf antworten."

„Ihr würdet mir die Nägel auch nicht von den Fingern brennen," sagte Kunz kalt. „Trinkt euren Wein und laßt mich den meinen trinken; dann laßt doch jeden seine eigene Straße ziehen."

„Nein ich laß euch nicht!" rief Apel noch heftiger, „ihr sagtet mir denn, warum der Churfürst nicht zur Hochzeit gekommen ist."

„Euch steckt doch immer ein verdammt Vormundschaftswesen im Kopf. Glaubt ihr wohl der

Churfürst habe mich zu seinem Vormund bestellt, und gebe mir Rechenschaft von seinem Thun und Lassen? Was geht mich sein Nichtkommen an? was euch? Er lebt in Meißen, ich in Altenburg, ihr in Roßla. Was thut's noth, daß wir uns um einander bekümmern?"

„O ihr wollt mir nur ausweichen" sagte Apel, „doch das schadet nichts; wir wollen einander nicht zürnen; thut mir Bescheid und trinkt auf meines Herzogs und seiner jungen Frau Wohl."

„Euer Herzog ist auch der meinige" erwiederte Kunz; „denn ich bin ein Thüringer, so gut als ihr."

Dann nahm er den dargebotenen Becher und leerte ihn.

„Nun warum tratet ihr nicht in seine Dienste? Warum dient ihr dem Herrn vom Meißnerland, eure meisten Schlösser und Besitzungen liegen in Thüringen?"

„Ich hab dem Churfürsten seit dem Tag gedient, als unser selger Landgraf Friedrich zu Weißensee sanft entschlief und all sein Land an die meißner Markgrafen fiel; da wußte noch kein Mensch, wie's Gott schicken würde und wer von den zwei fürstlichen Herrn würd Landgraf von Thüringen sein. Nun werd ich nicht mit dem Rock auch den Herrn wechseln sollen. Ueberdieß will ich aufrichtig gegen

euch sein, Apel, ich glaube nicht, daß wir uns lange vertragen würden. Dem Churfürsten bin ich unterthan, euch würd ich's nicht sein können."

„Ritter Kunz, eure Zunge bewegt sich gar zu frei," drohte Apel, „und ihr geht drauf aus, mich zu stechen; doch bedenkt daß ihr nicht in Meißen, sondern in Jena seid."

„Meine Zunge kann überall die Wahrheit reden, und ich fürcht in Jena den Teufel so wenig als anderswo, das, dächt ich, wüßtet ihr aus alter Zeit noch her. Ich habe meiner Zunge nie Gewalt angethan, werd's von euch nicht noch lernen sollen."

„Nun so sagt mir, wenn ihr der Wahrheit so sehr huldigt, was hat der Churfürst, euer Herr, eigentlich gegen mich, daß er mich vertreiben will von Land und Dienst?"

„Ich meint, ihr wüßtet es lang von ihm selbst, doch wollt ihr's noch einmal aus meinem Munde hören, sag ich's auch gerne. Ihr sollt sein Ehegemahl, die Frau Margareth bestrickt und ihr zugeflüstert haben, sie möchte die eheliche Lieb und Pflicht ihrem Herrn verweigern, weil er von übler Leibesschwäche und verderblicher Krankheit heimgesucht sei, die sie selbst zu Grunde richten könne, als wärt ihr drauf ausgegangen schon vor langer Zeit, daß die

Frau keiner Leibeserben genesen solle, ferner habet ihr dem Churfürsten mit Gifttrank nach dem Leben getrachtet und —"

„Schweigt!" rief Apel wüthend „der Teufel selbst spricht solche Abscheulichkeiten aus euch. Schweigt! ich könnte mich gegen euch vergessen. Solch verfluchtes Wort kommt nicht vom Churfürsten, das spricht eure Bosheit."

„Ich will's euch schwarz auf weiß vom Churfürsten selber bringen und dann mit meinem Schwerte noch einmal auf euren Kopf schreiben, wenn ihr mich Lügen beschuldigt und euer Schimpfmaul nicht zähmt; ihr habt mich aufgefordert zu reden und ich that's, was wollt ihr nun?"

Der Streit drohte schon heftiger zu werden, denn es mischten sich mehrere Ritter in den Wortwechsel, als der Herzog herzutrat und sich befragte, was die Gemüther so aufgereizt habe.

„Kunz von Kauffung ist vom Churfürsten als Spion abgeschickt, zu erlauren, was bei uns vorgeht," sagte Apel hitzig; „er vertheidigt seinen Herrn gegen euch und hat mir vor allen ehrbaren Rittern Schimpf und Schande angethan."

„Das lügt ihr in euren Hals hinein!" rief Kunz zornig, und wandte sich dann zum Herzog und sprach:

„Ihr habt mich, gnädigster Herr, als einen thüringischen Edelmann zu eurem Beilager laden lassen; ich habe nicht verabsäumt, euch zu Willen zu sein; nun kommen mir die auf den Hals und wollen mich necken, und nun will's Apel drehen, als habe ich mich an ihm reiben wollen."

„Beruhigt euch," entgegnete im sanften Tone der Herzog, „und laßt die, sie sind erbittert und Apel hat's Ursach in vieler Hinsicht; wir wollen darüber nicht streiten, ihr sollt's aber auch nicht. Eure Pflicht gebietet euch, daß ihr anders redet, wie diese, und daß ihr's mit Gewicht und Kraft thut, ist löblich von euch, Ritter Kunz, und ich schätz euch um desto mehr, als einen tüchtigen Ritter, weil ihr eurem Herrn treu dient. Noch mehr aber freut mich's, daß ihr meiner Einladung ein Gnüge geleistet, und nicht ausgeblieben seid, wie manche andere, die meinem Bruder anhängen, und mir deshalb zürnen."

„Wollt ich doch lieber, ich könnt Alles zum Besten lenken!" sagte Kunz; „ich würde gern ein großes Opfer nicht scheuen."

„Von eurem guten Willen bin ich überzeugt," sprach der Herzog rasch und faßte Kunzens Hand, „wär ich's doch auch so von dem meines Bruders;

aber, aber, mein lieber Kauffung, — nicht daß ich euch gewinnen will und herüberziehen zu mir, — er ist der Wolf im Schaafskleide. Glaubt ihr vielleicht, daß ich meinen Bruder nicht liebe, so irrt ihr sehr; ich lieb ihn jedenfalls mehr, als er mich, sonst würd ich nicht immer stille geschwiegen haben zu den Unwürdigkeiten, die er mir stets angethan. Seht, als mein Vater starb — Gott schenk ihm Friede! — war ich ein Bübchen von drei Jahren und hatte noch keinen Begriff von brüderlicher Einigkeit und Liebe, aber als er so herzzerreißende Worte zu uns sprach und uns vermahnte, stets treu und fest zusammen zu halten und einig zu sein, recht wahrhaftig, wie Brüder sein müßten, und ihm die Thränen über die bleichenden Wangen rollten, da ahnete ich doch was er von uns wollte; ich weinte mit und sah meine drei älteren Brüder an und gelobte mir mit kindlichem Sinne, sie nach des Vaters und des Himmels Gebot recht zu lieben. Den einen, den Heinrich, hat Gott zu sich genommen, er bedarf meiner Liebe nicht mehr, der Sigismund hat unserem Hause Schande gemacht und uns keine brüderliche Liebe bewiesen, und Friedrich, den ich allein noch habe, stößt meine Liebe von sich. Er stand als ein Jüngling von sechszehn Jahren am Sterbebette

unseres edelen Vaters; er hätte sich seine Worte am tiefsten einprägen sollen."

„Edler Herr," sagte Kunz mit Gefühl, „meint ihr denn wirklich, daß euch euer Bruder nicht liebe? Ich habe oft das Gegentheil von ihm gehört; und sonderbar genug glaubt er von euch, was ihr von ihm glaubt."

„Nun dann verstehen wir uns nie, oder er will mich nicht verstehen!" rief Wilhelm unwillig. „Unter seiner Leitung bin ich aufgewachsen; er war immer sehr streng gegen mich und ließ mich meine jugendliche Wildheit oft hart büßen; dieses Benehmen gegen mich machte mir schon damals Vieles an ihm verhaßt, was ich bis jetzt noch nicht ausstehen kann. Er will ewig den klugen, den verständigen sanften besonnenen Mann machen, und Alles soll sich unter seinen Händen schnurgerade und eben gestalten. Aber das Leben ist einmal höckerig, veränderlich, wunderlich, heute Sonnenschein, morgen Sturmwetter. Den sanften Leuten kann ich nicht besonders gut sein; sie sind meist versteckt, heimtückisch; gerad heraus lob ich mir, wenn's auch derb und grob kommt. Meine Brust ist nicht gebaut, sich zu schmiegen und zu bücken; gerade durch will sie, mag's nun reißen oder brechen. Laßt doch jedem seine Art und Weise;

was kümmert's ihm, wenn ich's toll treibe? hab ich doch Land und Leuten noch nicht geschadet; warum will er mir immer vorschreiben und mich meistern? Die Jugend gährt und braust wie ein Faß mit jungem Wein; laßt Jeden gewähren; 's wird doch ein guter Wein draus. Dächt er so wie ich, wir wären die besten Freunde."

„Es käme nur darauf an, Herzog," erwiederte Kunz, „daß ihr einmal freimüthig und herzlich mit eurem Bruder sprächt; ich bin überzeugt, es würde sich manche Irrung heben, die durch Mittelsleute, die einen bösen Willen haben, nur schlimmer und bitterer wird."

„Hab ich doch in Halle mit ihm gesprochen im Winter voriges Jahr, wo ich mir, um nur Ruh und Frieden vor ihm zu haben, noch ein Paar Ämter von meinem Lande abschwatzen ließ, und er selbst hat sich doch seine Portion erwählt und mich nicht gefragt ob ich Thüringen haben will, oder Meißen. Aber erst war er kaum dazu zu bewegen gewesen, mich zu sehen, und als wir nun endlich doch zusammen kamen, da war er kalt und einsilbig; mir hatte das Herz vor Verlangen ihn zum umarmen freudig in der Brust geschlagen; ich zitterte schier, als ich ihm entgegen trat und nun stand ich vor diesem essigsauren

Mann, der mir mit einer leeren Höflichkeit die Hand bot. Ich war wie aus den Wolken gefallen, doch sammelte ich mich schnell und war nun noch kälter, als er. Wir schieden in Frieden von einander; ich fragte nicht wieder nach ihm. Plötzlich fällt's ihm ein, mir zu befehlen, daß ich meine Räthe und den Apel Vitzthum vor allen Andern fortjagen soll, weil sie böse Anschläge wider ihn im Schilde führten, und wir allzusammen das Land Thüringen dem böhmischen König, meinem Schwager, in die Hände spielen wollten. Das jagt ihn in den Harnisch und er bedenkt nicht, daß ich meine Länder selbst behalten und gern meinen Leibeserben, die mir, hoff ich, doch der Himmel schenken wird, hinterlassen will. Als ich nun über seine Anmuthung lache, zieht er feindlich heran und verwüstet mir das Land. Ich hab ihm die Unbill nicht entgelten lassen; ich lud ihn ein zu meiner Hochzeit mit seinem Eheweibe und seinen Kindern durch ein eigenhändiges Schreiben; er hat mir nicht darauf geantwortet, weder er, noch eins aus seinem Hause ist erschienen. Nun sagt mir selbst, Kunz, — ihr seid ein erfahrener Ritter und ein verständiger Mann — sagt ist das liebevoll, ist das brüderlich von ihm gehandelt?"

„Man muß gestehen" entgegnete Kunz, „ihr habt viel für euch; doch würde ich euch immerhin rathen, wenn ihr guten Rath von mir annehmen wollt, hört nicht zuviel auf Andere, sondern wendet euch lieber selbst an euren Bruder; was in meinen Kräften steht, so werde ich dafür sorgen, daß er nichts ungünstig von euch aufnimmt."

„Kunz, ihr seid ein braver Ritter und es kann durch eure Verwendung Manches geschehen; sagt meinem Bruder; daß ich zu jeder Zeit ihm liebreich die Hand biete."

Nach den Versicherungen ewiger Gewogenheit verließ Wilhelm Kunzen mit einem Händedruck rasch und ungeduldig und verlohr sich im Gedränge des Saales; später sah ihn Kunz wieder bei der reizenden Katharina stehen und lebhaft mit ihr sich unterhalten. Der Ritter schüttelte, wie von düstern Gedanken befangen, das Haupt und murmelte für sich hin: „Wilhelm hüte dich, daß wir selbst nicht an einander gerathen!"

Die unzählbare Versammlung überbot sich immer mehr im Erguß zügelloser Freude, denn der Wein, der in Strömen floß, hatte alle Köpfe umschleiert, und das Getöse legte sich erst mit dem aufstehenden Morgen. Nur die junge Herzoginn hatte

ernst und sinnig ihren Platz nicht wieder verlassen und schien keinen Antheil zu nehmen an dieser niederen Lust. In ihrer Brust war der Stern einer höheren Freude aufgegangen.

Der folgende Tag reihete sich an den vergangenen, wie eine Rose im Kranze sich an die andere drängt. Die ganze Stadt war wieder wie im Aufruhr. Neue Menschenmassen zogen herein, neue Ritter zeigten sich in blanker Rüstung, denn der Herzog hatte den heutigen Nachmittag zur Aufführung prächtiger Ritterspiele bestimmt. Mit diesen Ritterspielen sollten die eigentlichen Lustbarkeiten und Ergötzungen des Festes beginnen und Wilhelms erfinderischer Geist hatte eine Reihe von Tagen gewählt, deren jeder Neues und Schöneres bringen sollte. Schon standen die langen Tafeln im Schlosse wieder mit den köstlichsten Geräthschaften bestellt, schon schäumte der Wein wieder in den silbernen Humpen, schon waren alle hohen Gäste versammelt und die Speisen wurden aufgetragen, da sprengte ein bestaubter Ritter durch das Thor des Schlosses und verlangte eilig und verstört nach Kunz von Kauffung.

Seine sonderbare Ankunft, sein ängstliches Benehmen weissagte Allen nichts Gutes und in banger

Erwartung umstand ihn die Menge. Verwundert über die Meldung trat Kunz aus dem Saale, noch mehr verwundert trat er näher, als er in dem Ritter, der eben das Visir zurückgeschlagen hatte, seinen Bruder Dietrich von Kauffung erkannte. Sie traten zusammen ab und hielten eine lange Unterredung, dann kehrte Kunz wieder in den Saal zurück und verlangte den Herzog zu sprechen. In eine Fensterwölbung mit ihm gelehnt begann Kunz:

„So sehr es mich schmerzt, euch in allen dem, was ihr mir gestern Abend über euren Bruder saget, bestärken zu müssen, so kann ich doch nicht umhin, euch eine Nachricht mitzutheilen, die mir so eben durch meinen Bruder Dietrich von Leipzig her überbracht worden ist, wenn sie euch auch betreten machen sollte. Der Churfürst hat nämlich, wie ihr bereits wißt, seine Landstände auf den gestrigen Tag nach Leipzig berufen, dort aber hat man berathschlaget, wie man euch hier mit den Vornehmsten eures Landes zu fangen die schönste Gelegenheit habe, und der Churfürst rüstet sich in Eile, dieselbe zu benutzen. Nehmt eure Maßregeln danach; ich muß euch verlassen und zwar sogleich; denn er hat einen Bothen nach mir gesendet und mich ohne Verzug

nach Leipzig bestellt, indem er nicht der Meinung ist, daß ich euer Hochzeitfest mit begehe."

Bestürzt blickte Herzog Wilhelm vor sich hin und die Augen aller Gäste waren auf ihn gerichtet; alle Herzen schlugen bang, ob des unbekannten Ereignisses. Kunz beurlaubte sich indeß von ihm, und wurde mit einem herzlichen Händedruck entlassen. Als er an der Herzoginn vorüberging, flüsterte er ihr zu: „Heute kann ich nur eure Grüße an die Base bestellen; ein andermal mehr! Lebt wohl!" —

Draußen war's unterdessen schon sehr lebendig geworden und Alles rannte bunt durcheinander; denn einige Freunde Dietrichs hatten von ihm erfahren, welche Gefahr bevorstehe und als Kunz mit seinem Bruder durch das Thor der Stadt ritt, folgten eine Menge Ritter nach. Hier bleiben konnte keiner, weil Niemand auf den Kampf vorbereitet war. Wilhelm theilte die Kunde vom feindlichen Heranzug seines Bruders ebenfalls den Gästen mit und allgemeine Bestürzung verbreitete sich unter ihnen. Jeder eilte, sich so schnell als möglich zu sichern; man vergaß die Freuden der Tafel und der Spiele; die Speisen blieben unberührt und standen noch so am andern Tage. Alle eilten davon, Manche um sich aus dem Handel zu ziehen, Andere um sich zu rüsten

und dem Herzoge beizustehen. Ihnen bestimmte Wilhelm den folgenden Morgen und Weißenfels zum Sammelplatz, denn diese Grenzstadt seines Reiches gedachte er zu befestigen und seinem Bruder den Zug nach Thüringen mit Nachdruck zu wehren. Nach einigen Stunden war das Schloß leer, das laute Getöse war plötzlich verstummt, und hätte man nicht das Klirren der Waffen und Rüstungen, welche der Herzog für sich und die wenigen Leute, die er bei sich hatte, herbeischaffen und in Stand setzen ließ, gehört, es hätte Grabesstille im Hochzeithause gewaltet, das am Abend vorher vom übermäßigen Jubel zusammenzubrechen drohte.

Geharnischt mit dem Schwerte in der Faust trat Herzog Wilhelm vor sein junges Weib, um sich bei ihr zu beurlauben, drückte ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wangen und versprach bald wieder heimzukehren. Dann sprengte er schön und kühn, wie der jugendliche Kriegsgott zum Thore hinaus.

„Böse Vorbedeutung!" seufzte Anna; „böses Zeichen für mein künftiges Leben ist dieser zerrissene Kranz der hochzeitlichen Freuden. Mög es Gott zum Besten wenden!" Und sie verschloß sich in ihre innern Frauengemächer. Tags darauf ließ sie alle die aufgehäuften Speisen an die Armen vertheilen.

Versammelt auf den Ruf ihres Herrn waren in Leipzig die Stände des Landes, er selbst war von Meißen herübergekommen. Von der hohen Kuppel der alten Pleißenburg flatterte im heitern Sonnenschein die farbige Fahne, weit in das Land hinein verkündend, daß das edle Herrscherhaupt in ihren Mauren verweile. Unten aber in den weiten luftigen Sälen des Schlosses saß auf dem erhabenen Sessel in ernster Majestät, angethan mit dem Purpur und dem fürstlichen Hermelin und dem Churfürstenhute auf dem lockigen Haupte, tiefen Schmerz in den milden Zügen seines Gesichtes, der Sachsen Churfürst, Friedrich der zweite, den Mit- und Nachwelt den Sanftmüthigen genannt haben. Vor ihm standen ehrfurchtsvoll mit entblös'tem Haupte die mächtigsten Lehnsträger seines Reichs und rund um saßen die Stände desselben in der Versammlung, sich mit dem Fürsten zu berathen über das Wohl und Wehe des Vaterlandes. Da winkten die Herolde und tiefe Stille herrschte im Saale. Friedrich eröffnete den Ständen die Absicht seines Rufes. Es war immer noch die alte Beschwerde über das unbesonnene Handeln seines Bruders, wie er es nannte, das durch

die Leitung seiner eigennützigen boshaftete Rathgeber herbeigeführt würde.

„Mein Bruder, der Herzog Wilhelm," sprach er, „ist umstrickt von des Teufels Garnen und von seiner List verblendet, daß er nicht sieht, wie sie ihn immer fester fassen. Er hört nicht auf meine brüderliche Mahnung; denn er ist versunken in einen starrhälsigen Stolz, daß er nichts anzunehmen brauche von einem Andern, am wenigsten von seinem Bruder. Verschlimmert hab ich durch meine gute Worte und durch die Schritte, die ich zu seinem Heile that, was ich bessern wollte, und er verharrt nun mit unerschütterlicher Festigkeit darauf, die Vitzthume und ihren bösen Anhang bei sich zu behalten und sie noch fester an sich zu ketten. Ich weiß, daß diese Gottlosen viel Böses und Verderbliches gegen mich und mein Land im Schilde führen, und wer vermöchte die Tiefe ihrer Bosheit zu ergründen, wer vermöchte das höllische Gewebe klar zu durchschauen, was sie immer fort spinnen und flechten. Der Apel führt meinen armen Bruder, den ich herzlich liebe und bedaure, tagtäglich hinter's Licht; er hat ihm schier die ganze Verwaltung des Landes abgenommen; denn jener ist ein wilder Jüngling, jagt der Lust und dem Vergnügen nach und hat Ekel an den Geschäften, welche dem Fürsten und

Vater eines Landes zukommen. Der Apel aber zieht das arme Volk aus, behält die besten Einkünfte für sich, saugt sich voll wie ein Schwamm, baut ein festes Schloß um das andere und schafft noch dazu viel Geldes außer Land, um sich zu sichern. Seine Helfershelfer vergessen sich auch nicht und Jeder sucht sich zu bereichern auf Kosten des armen gedrückten Landes. Wie Pilse sind sie aufgeschossen auf seiner Höhe, die besten und vortheilhaftesten Stellen schnappen sie weg, in ihren Händen ruht alle Gewalt, keine Stimme der bedrängten und geplagten Unschuld dringt zu den Ohren des betrogenenen Herzogs, und der feiert unbekümmert um das Alles seine Hochzeit, lebt in Saus und Braus und meint noch dazu ich thue ihm groß Unrecht. Was ist nun anzufangen bei solch großem Elende? Was anders, als alle Kräfte aufzubieten, um mit Gewalt das zu bezwecken, was wir in Güte nicht erlangen können. Wenn ihr einen ungezogenen Knaben am Rande eines Abgrunds rennen sehet und locket ihn mit sanften Worten, und er höret nicht auf euren Mahnungsruf und läuft noch weiter, euch wohl noch dazu verlachend, so habt ihr Mitleid mit seiner Thorheit, gehet hin und reißt ihn mit Gewalt weg, wie sehr er sich auch sträuben und wild geberden mag.

So lasset auch uns jetzt mit meinem verblendeten Bruder verfahren. Mit Heeresmacht wollen wir das Land überziehen, und seine bösen Räthe wegfangen, ihn selbst aber bewahren und schützen vor aller Unbill."

Mit einstimmiger Erklärung aller anwesenden Grafen und Herren wurde der Vorschlag angenommen und der Zug nach dem Osterlande verabredet. Die folgenden Tage wurden mit Rüstungen zugebracht und an der Spitze seines Haufens zog der Churfürst von Leipzig aus nach Lützen. Wie sehr aber erstaunte er, als er dort vernahm, daß zwischen Lützen und Weißenfels sein Bruder mit einer größeren Heeresmacht, als die seinige, wohlgerüstet seiner erwarte! Schnell verlor er den Muth und mit ihm sein Heer. Unvorbereitet hatte er den unmündigen Knaben zu überfallen gedacht, und nun stand er trotzig in Stahl und Eisen vor ihm und bot ihm die Spitze. Des Churfürsten Verlegenheit war nicht gering; ein Treffen mit dem Bruder wollte und konnte er unter so bewandten Umständen nicht wagen. Kunz von Kauffung war unterdessen zu dem Heere gestoßen und bat den Churfürsten um eine Unterredung. Hier eröffnete er ihm seines Bruders wohlwollende Gesinnung, versicherte, daß sich in der Güte das Meiste von ihm gewinnen lasse, und daß, wenn

man es nur geschickt anfange, der Herzog vielleicht zu bewegen sei, seine Rathgeber von sich zu entfernen.

So erzürnt der Churfürst auch erst gewesen war, so sagte er doch, als Kunz mit seinen Vorstellungen geendet hatte: „Ihr habt ein verständiges Wort gesprochen, Ritter Kauffung, und es wäre wahrlich besser, wir machten die Sache in Frieden und Einigkeit ab. Euch will ich sie also anvertrauen; reitet zu meinem Bruder hinüber nach Weißenfels und macht ihm die dringendsten Vorstellungen wegen seiner schlechten Diener; dann eröffnet ihm meinen Wunsch, daß ich ihn selbst sprechen und mich mit ihm berathen wolle über die Regierung unserer Länder. Er selbst mag Zeit und Ort unserer Zusammenkunft bestimmen."

Gedankenvoll ritt Kunz über die ebene Fläche des Landes und überlegte, wie er am geschicktesten seine Worte an den Herzog einrichten wolle, damit er ihn unvermerkt überrede, dem Churfürsten, wenn auch noch nichts nachzugeben, aber doch wenigstens einen biegsamen Willen zu zeigen. Eine Stunde vor Weißenfels, wo das flache Land allmälig zu Hügeln sich gestaltet und die Saale ihren Lauf mehr nach Norden kehrt, erblickte er die Reisigen der Thüringer aufgestellt. Die Sonne blitzte von den blanken

Rüstungen wieder, daß es nicht anders war, als sei das Heer in Strahlenpanzer gekleidet.

Höhnend trat Apel Vitzthum dem Ritter Kunz entgegen.

„Was gilt's,“ sagte er, „der Churfürst schickt euch wieder, gut beizulegen, da er sieht, daß wir uns nicht fangen lassen, wie die Mäuse in der Falle? Ihr sollt dem Herzog wohl frischen Speck anstecken?“

„An euch hat's wahrlich nicht gelegen, Apel, daß der Herzog auf seiner Hut war. Habt ihr ihn denn vielleicht vor dem Überfalle gewarnt?“ erwiederte Kunz mit Nachdruck.

„Nein ihr habt's gethan?“ lachte Vitzthum. „Aber habt ihr das auch eurem Churfürsten gesagt? Bedenkt wohl, daß Niemand zweien Herren dienen kann.“

„Ihr dient zwar nur Einem mit all euren Leibes und Seelenkräften, dem thut ihr Alles zu Nutz und Lieb, für den sammelt ihr Geld und Gut; und dieser Herr ist weiter Niemand als ihr selbst. Wenn ich aber dem Churfürsten und dem Herzoge zugleich mich dienstfertig erweise, so geschieht's um den Frieden zu erhalten und die fürstlichen Brüder in Einigkeit; kann ich das aber mit meinen geringen Kräften nicht durchsetzen, so weiß ich wohl auf wen ich zuerst zuschlagen werde.“

„Seht nur, Kunz, der Churfürst wird euch eure Treue schon belohnen. Ich habe dem Landgrafen Friedrich gedient und ihn begraben helfen, der war ein Herr, der den Ritter zu schätzen wußte. Aber als wir Thüringer dem Churfürsten von Sachsen zufielen, da meinte er nicht anders, als wir sollten Alle seine Knechte sein. Wer ihm was Liebes und Gutes erzeigt, dem weiß er's keinen Dank; denn er meint, das gebühre sich von Gottes und Rechtswegen. Glaubt mir, ich wär' außer Landes gezogen, wenn der Churfürst die thüringische Landesportion gewählt hätte. Er und ich sind nun einmal geborene Feinde. Was hat er immer Böses gegen mich im Sinn? Soll ich's ihm etwa mit Liebe vergelten? Oder soll ich zusehen, wie er meinen Herrn, den Herzog plagt? Wollt ihr Frieden stiften, in Gottes Namen! ich mag's nicht wehren; doch werdet ihr wahrlich vom Churfürsten keinen Dank davon haben."

„Ich thue das Gute weder um des Dankes, noch um meines Vortheils willen, noch viel weniger möcht ich das Schlechte darum thun. Führt mich zum Herzog."

Der junge Held saß auf einem hervorspringenden Felsstück des Saalufers und schaute gedankenvoll

in die Tiefe des rasch vorübergleitenden Stromes hinab, das schwarzlockige Haupt auf die Hand gestützt. Wie aus schwerem Sinnen fuhr er auf, als Kunz zu ihm trat und sah ihn schier verstört an. Der Ritter richtete seinen Auftrag mit vieler Vorsicht aus, fand aber den Herzog wider alles Erwarten sehr bereitwillig, auf die Vorschläge seines Bruders einzugehen und seine Haufen zurückzuführen. Obgleich der Widerwille gegen die Untreue und die Anmaßung des Churfürsten wieder lebhaft hervorbrach, so schien es doch Kunzen, als bewege etwas Anderes des Herzogs Seele, was jede Überlegung eines anderen Gegenstandes zurückdrängte. Wilhelm schien es sogar sehr lieb zu sein, den Feindseligkeiten Einhalt zu thun und seinen Bruder zu sprechen. Er bestimmte ihm das Kloster Pegau und denselben Tag in der folgenden Woche zur Zusammenkunft.

Vergnügt über das beginnende Gelingen seines Planes verließ Kunz das Lager und eilte nach Lützen. Wilhelm zog seine Leute nach Weißenfels zurück; der Churfürst ging nach Leipzig. Von da aus erließ er ein sehr freundliches und herablassendes Schreiben an seinen Bruder, und suchte ihm darin über Apel Vitzthum und seinen Anhang die Augen zu öffnen. Dieser Brief sollte ein guter Vorläufer sein

und den Herzog auf Alles vorbereiten; und vielleicht hätte die Unterredung selbst Manches bewirkt, wenn nicht des Herzogs Gemüth von neuem überredet und in die höchste Erbitterung gesetzt worden wäre.

Friedrich hatte kaum einige Tage wieder sein liebes Schloß, die Pleißenburg, bewohnt und sein Heerr noch nicht entlassen, als einer der mächtigsten thüringischen Grafen, Ernst von Gleichen, ein bejahrter würdiger Mann, der früher des Herzogs Wilhelm Hofmeister gewesen und noch immer sein Minister, aber dabei ein Freund des Churfürsten war, ebendaselbst mit einer nicht unbedeutenden Schaar seiner Leute anlangte. Begierig, die Ursache der Ankunft des Grafen zu erfahren, empfing ihn der Churfürst höchst gnädig.

„Wenn ich früher durch die Nothwendigkeit meines dem Herzog gegebenen Eidschwurs der Treue gezwungen wurde, durchlauchtiger Herr," begann der Graf seine Anrede, „mich feindlich euch gegenüberzustellen, so geschah es, wie ihr leicht ermessen könnt, keineswegs aus persönlichem Haß und Abneigung gegen euch und eure Sache, im Gegentheil war ich stets versucht, dieselbe für gerecht und billig zu halten, und nur meine Lehnspflicht und das gegebene Wort ketteten mich an euren Bruder. Nun ich aber dessen Verkehrtheit und Verstocktheit tagtäglich mehr

einsehe, so kann ich es für keine Sünde mehr halten, diesen Eid zu brechen und mich zu eurer Partei zu schlagen, Herr Churfürst. Drum bin ich gekommen, euch meine Dienste anzubieten.“

„Ihr seid mir willkommen!“ sagte Friedrich freundlich und reichte ihm die Hand. „Doch sagt mir, Graf, was ist die Ursach, daß ihr so plötzlich eure Sinnesart geändert und der Sache, die doch jetzt um keinen Heller schlechter ist, als sie immer gewesen, den Rücken kehrt?“

„Der Apel Vitzthum wird stündlich toller und unverschämter; kein rechtlicher Mann vermag's mehr auszuhalten. Das Herz kehrt sich einem im Leibe um, wenn man dem Unfuge zusehen muß, den er im Lande und gleichsam unter den Augen des Herzogs treibt, der aber für all diese Gräulthaten blind und für die Klagen seiner Lehnsleute taub geworden ist.“

„Ihr galtet doch sonst viel bei meinem Bruder,“ nahm der Churfürst das Wort, „und habt ihn oft genug gegen mich selbst in Schutz genommen, wenn ich, erzürnt über sein unüberlegtes Beginnen, oft auf seine Züchtigung drang. Hat er euch auf einmal die Ohren verschlossen?“

„Ich bitt euch," erwiederte Graf Gleichen, „spottet meiner jetzigen Ohnmacht nicht. Der Vitzthum hat ihn umlagert und wie mit einer diamantenen Mauer umschlossen, über die Keiner dringen kann. Alle Ämter und Ehrenstellen hat der Schurke mit den nichtswürdigen Buben besetzt, die er sich gar herrlich zu seinem Gebrauche auszusuchen versteht. Aber glaubt nur mir, es wurmt manchem edeln thüringischen Herrn gar sehr im Herzen, daß er solch scheußlich Regiment ertragen soll, und nur die schickliche Gelegenheit darf sich bieten, um den schlummernden Funken zur Flamme anzublasen. Wort und Handschlag hab ich von Vielen, daß sie mit eurem Verlaub und Schutz losbrechen wollen gegen den Apel und seine bösen Gesellen."

Aufmerksam hatte der Churfürst des Grafen Rede angehört, dann sprach er nach einigem Nachdenken: „Graf, ihr bringt mir eine höchst wichtige Nachricht. Ich traue euren grauen Haaren. Keinen der lieben Thüringer werde ich zurückweisen, der mir seine Hülfe anträgt. Ich werde ihnen ein milder Herrscher sein und ihre Klagen abzustellen suchen. Läßt sich auf dem Wege der Güte wieder nichts ausrichten und giebt der Herzog auf meine brüderliche Mahnung und Vorstellung, den Vitzthumen die

Thüre zu weisen, wiederum kein Gehör, so wollen wir von allen Seiten losschlagen."

„Ihr seid im Irrthum," entgegnete Gleichen, „wenn ihr meint mit Zureden etwas auszurichten; ich war in Weimar zugegen, als der Herzog euer liebevolles, freundschaftliches Schreiben erhielt; er schien wirklich sehr bewegt und freute sich in der Rührung, die ihn dergestalt übermannte, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen rannen, auf eure Umarmung. Ich that mein Wort hinzu und bestärkte ihn nach Kräften in seinem guten Vorhaben. Aber am Abend desselben Tages kam der Apel von Roßla und brachte den Bernhard von Kochberg und noch Einige seines Gelichters mit. Sie zechten zusammen die halbe Nacht hindurch und am Morgen ritt der Herzog mit ihnen auf die Jagd. Als sie zurückkehrten, hört ich die Glocken ganz anders läuten. Die schlechten Bursche hatten euch zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht, höhnten euch und lachten über eure Einfalt. Der Herzog setzte einen grimmigen Schwur darauf, eher sein eigenes Land zu meiden und als Knappe draußen umherzuziehen, ehe er nach eurem Willen nur einen Finger breit thäte."

„Die Buben!" rief der Churfürst entrüstet, „mein Arm soll sie züchtigen! Doch weiter, weiter!

verschweigt mir nichts, edler Graf, damit ich sie ganz in ihrer Schlechtigkeit, und meinen verrückten Bruder in seiner kindischen Schwäche sehe."

„Hört und erstaunt, wie weit sich der Herzog vergessen kann!" fuhr Gleichen fort. „Ich stellte mich an, als ob ich mit ihnen in ein Horn bliese und machte sie dadurch recht treuherzig, da erfuhr ich denn, der Herzog wolle auf euer Schreiben euch Antwort senden, und sich anstellen, als sei er geneigt, sich in allen Stücken in euren Willen zu fügen und sodann euch nochmals höflichst einladen, nach dem Kloster Pegau zu kommen; dort aber sollte Apel euch überfallen und gefangen von dannen führen auf eins seiner festen Schlösser."

Sprachlos vor Erstaunen fuhr der Churfürst mit der Hand über das Gesicht, um sich zu sammeln und seine Verwirrung zu verbergen. Dies Übermaß schlauer Bosheit hatte er doch nicht erwartet und schaudernd stand er vor dem Abgrunde, in den zu stürzen er im Begriff gewesen war.

„Redet ihr Wahrheit, Graf," begann er nach einer Weile, „so ist von Stund an jedes Band zwischen mir und meinem Bruder zerrissen."

„Ich zweifle noch stark," fuhr der Graf Ernst fort, „daß der Herzog selbst die gefährlichen Anschläge

kennt, die jene gottlosen Knechte gegen euch schmieden; ich aber weiß aus sicherer Quelle, daß Apel damit umgeht, euch vom Regimente zu bringen und euer ganzes Land den Böhmen in die Hände zu spielen, ja man hat im geheimen Rathe beschlossen, euch, wenn's nicht anders anginge, aus dem Wege zu schaffen."

„Nun der Teufel steht seinen Leuten nur bis zu einer gewissen Zeit bei, dann fängt er sie in ihren eigenen Netzen. Der Herr Gott wird mich schützen gegen die List meiner Feinde," sagte der Churfürst gerührt. „Euch aber, Graf, werd ich's zu erkennen wissen. Geht nach Hause, sammelt euch im Stillen eure Leute und haltet sie schlagfertig; sucht auch, so viel ihr vermögt, die thüringischen Herren für mich zu gewinnen, damit wir auf verschiedenen Seiten losbrechen können."

Der Graf ging und mischte sich unter die anwesenden Führer des Heeres, unter denen er viele Freunde hatte, und bald wurde sein Übertritt ruchbar und mit lärmender Freude gefeiert. Unter denen, welche des Grafen That am meisten priesen und ihn mit Lobsprüchen überhäuften, waren Georg von Bibenberg, ein listiger und verschlagener Mann, und Hildebrandt von Einsiedel, ein tapferer Degen und

dem Churfürsten ergeben, wie kein Anderer. Beide waren geheime Räthe desselben und gleichsam seine rechte Hand. Noch an demselben Abend ließ er sie beide zu sich bescheiden und theilte ihnen die vom Grafen Ernst von Gleichen erhaltenen wichtigen Nachrichten mit.

„Was ist hier das Klügste, Ritter und Freunde," schloß er seinen Bericht, „soll ich das Alles ertragen? Soll ich schweigen zu solchem Schimpf und mir diese Vasallen über die Hörner wachsen lassen? Noch wissen wir nicht, ob der Herzog sich von seinem Weibe wird eines Reichserben zu erfreuen haben, denn Anna ist zart und nicht geschaffen, Mutter vieler Kinder zu werden; sollte der Himmel vielleicht ihren Leib verschließen, so würde das Land wieder durch meine Söhne vereinigt. So unmöglich schier auch der Fall ist, so hab ich doch deshalb das Recht, das Land meines Bruders nicht aus den Augen zu lassen und nicht zu dulden, daß schurkische Lehnsträger und Vasallen ihm die besten Kräfte aussaugen. Soll ich deshalb also wieder mit gewappneter Hand diese Blutigel vertreiben, und Krieg gegen meinen Bruder führen, der sich nicht von ihnen lossagen kann? Das Letztere hab ich, wie ihr wißt, schon mehremals versucht, doch sie sind auf der Huth und

wissen meiner Macht immer eine stärkere entgegen zu setzen."

„Hier bedarf's keiner Wahl," entgegnete Hildebrandt und seine rechte Faust faßte schon den Griff des ungeheuren Schwertes, was er rasselnd hinter sich herzog. „Laßt uns gleich jetzt einfallen in das Land des Herzogs, da wir noch Alle beisammen sind und endlich einmal die Schelme überrumpeln. Ich hätte große Lust dem Apel und seinen Spießgesellen Ohren und Nasen abzuschneiden und sie auf schäbige Hunde zu binden, oder ihnen das Fell über den Kopf zu ziehen."

„Nicht zu hitzig, Ritter Hildebrand!" fiel ihm Georg von Bibenberg in's Wort; „denn solch unüberlegte Hitze möchte uns wieder Alles verderben; es wäre nicht das erstemal, daß wir unverrichteter Sache mit Lanzen und Büchsen abziehen müßten und uns auslachen lassen im teutschen Lande. Mein Rath wäre, uns im Stillen erst zu verstärken und Bothen auszusenden in's Thüringer- und Osterland und mit des Grafen Ernst von Gleichen Beistand die mächtigsten Lehnsleute dort auf unsere Seite zu ziehen. Haben wir erst ihr Wort und sind ihres Beistandes gewiß, so können wir's in Gottes Namen wagen und zweifels ohne werden wir mit solcher Gewalt

den übermüthigen Herzog zu Baren treiben können. Wolltet ihr mir aber meinem Rathe noch Etwas zuzufügen erlauben, gnädigster Herr, so würde ich euch sagen, daß euer Bruder als Herzog und Regent Thüringens immer euer Feind sein und bleiben wird, und selbst die bezwungene Schlange wird euch tödtlich in die Ferse verwunden."

„Wie meint ihr das, Bibenberg?" fragte der Churfürst aufmerksam.

„Gedanken sind zollfrei und ich habe meine eigenen Gedanken; doch stehen sie jederzeit eurer Churfürstlichen Durchlaucht unterthänigst zu Gebote" entgegnete der listige Alte. „Ihr wißt, daß euer Wohl stets das meine war; ich bin ergraut im Dienste eures seligen Vaters und des eurigen und ich hoffe zu Gott, daß ich demselben die letzten Jahre meines Lebens mit Kraft und gutem Willen widmen kann."

„Nun so laßt mich wissen, was ihr im Sinne führt über mich und den Herzog."

„Euer Bruder Sigismund versuchte Meutereien gegen euch anzuzetteln und euch zu schaden; er war ein unruhiger Kopf und viel von ihm zu fürchten; denn er schien Alles daran setzen zu wollen, seine Landesportion wieder zu gewinnen, und ließ sich auf keine Vorstellung ein, daß er sich seiner Rechte be-

geben, als er ein Mönch geworden. Ich rieth euch kurzen Prozeß mit ihm zu machen und ihn festzunehmen; ihr führtet ihn gefangen nach dem Schloß Scharfenberg und sein ganzer Anhang war mit einem Schlage zu Boden geworfen und hat sich seitdem nicht mehr geregt, so wenig, wie er selbst. Ist's mit dem Wilhelm nicht ein ähnlicher Fall? Er trachtet euch von Thron und Leben zu bringen, gerade wie jener. Was hindert euch, mit ihm so, wie mit jenem zu verfahren? Ihr habt Unglück mit euren Brüdern, aber euer eigenes und des Landes Wohl heischt eine durchgreifende Maßregel. Thut eurem Herzen also Gewalt an, sichert euch durch diesen herben Schritt, sucht seiner habhaft zu werden und steckt den Unsinnigen mit nach Scharfenberg, dort kann er sich austoben. Sein Anhang, eure Feinde, werden durch das Ungeheure solch muthiger Entschlossenheit verblüfft sein und sich aus dem Staube machen. Mit einem Schlage so hier wieder, wie dort, werdet ihr sie Alle getroffen haben."

Mit verschlungenen Armen wandelte der Churfürst durch das Zimmer und als ob er einen schweren innern Kampf bestehe zuckte es oft fiebrisch in seinem Gesichte. Das große Auge stierte zur Erde, seine Schritte wurden ungewisser, er hielt sich end-

lich wie erschöpft an dem Pfeiler an, der in der Mitte des Gemachs das ungeheure Gebälke trug.

„Was ficht euch an, gnädiger Herr,“ fragte Hildebrand von Einsiedel erschreckt durch die ungewöhnliche Bewegung seines geliebten Fürsten. Aber majestätisch erhob dieser wieder das Haupt und blickte mit Ehrfurcht gebietenden leuchtenden Blicken umher.

„Bibenberg,“ sagte er langsam, „mag's euch nun ein guter oder ein böser Geist eingegeben haben, euer Wort ist auf keinen schlechten Boden gefallen. Ihr habt recht, nieder mit dem trotzigen Buben! Er gilt mir nicht mehr, wie sein heimtückischer pfäffischer Bruder. In den Staub will ich ihn treten, den tollen Knaben, der mich unter seinen Gesellen zu verhöhnen wagt. Es sei beschlossen! Ihm ist kein Land und keine Krone nütze. Wie Friedrich der Ernsthafte, mein Urgroßvater zugleich Beherrscher von Meißen und Thüringen war, so will auch ich wieder beide Länder unter mein Regiment bringen. Gebt dem Grafen von Gleichen einen Brief an alle Thüringer Herrn, ich will mein Siegel daran hängen und meinen Namen unterschreiben; fordert sie auf uns beizustehen. Ihr aber, liebe Freunde, haltet geheim, was wir ersonnen und verabredet haben; wenn

es reif ist, wird es schon hervortreten an den hellen Sonnenschein.“

Beide reichten dem Churfürsten die Hände zum Zeichen ihrer Verschwiegenheit, besprachen sich dann noch mit ihm über manches, diese Angelegenheit Betreffende, und verließen ihn in der späten Nacht.

In der Frühe des andern Morgens saß der Churfürst mit seinem Gefolge auf, unter dem sich auch Kunz von Kauffung befand und zog nach Meißen. Kunz hatte vom Grafen von Gleichen ebenfalls des Herzogs Wankelmuth und unziemliches Betragen erfahren und grämte sich im Herzen still über das Mißlingen seiner Plane.

„Kauffung,“ sagte der Churfürst unterwegs zu ihm, „eure Mühe war vergebens; ich werde nicht nach Pegau reiten, um mich einfahen zu lassen wie ein verlaufener Hund. Ich hatt es gut mit meinem Bruder vor, aber er wird zum Schelm an mir. Nun gilt's des Schwertes Schärfe gegen ihn zu kehren, und der Pfeil, den er auf mein Haupt abdrückt, mag sich gegen ihn selbst wenden.

„Und doch möchte ich euch immer bitten,“ erwiederte Kunz, „den Herzog nicht mit seinen Räthen zu verwechseln. Bedenkt, daß sein junges brausendes Blut wenig zur Überlegung geneigt, leicht durch

schändliche Überredung hingerissen wird. Er trägt wahrlich nicht die Hälfte der Schuld."

„Er hat sein einundzwanzigstes Jahr zurückgelegt," entgegnete Friedrich unwillig, „ist er doch also kein Kind mehr. Schweigt mir von ihm, und vertheidigt ihn nicht länger, wenn ich nicht glauben soll, ihr liebt ihn mehr, als mich. Das Loos ist nun einmal gefallen und ich will nicht länger von spöttischen Buben verlacht werden."

„Mein Arm und Schwert sind stets zu euren Diensten. Mag sich's gestalten, wie da will, meines und aller braven Ritter Beistandes seid ihr gewiß."

Die übrige Zeit des Weges, der in rascher Eile zurückgelegt wurde, brachte der Churfürst in stillem Brüten zu. Am Abend winkte ihnen das alte freundliche Schloß von Meißen, die hohe Wasserburg, und die Elbe erglühte im letzten Strahl der untergehenden Sonne.

Sittsam trat ihnen im Schloßhofe die Churfürstinn Margaretha entgegen, eine hohe schlanke Frau, mit edler Würde im Gesicht, in dem die Ähnlichkeit mit der Herzoginn Anna nicht zu verkennen war. Ein weites faltiges Trauergewand verhüllte die stolzgeformten Glieder und den majestätischen Leib, denn sie trauerte noch um ihren erstgeborenen Prinzen Alexander. Wie Anna zart und

weich, ein sanftes Wesen, das sich in Sehnsucht nach dem empfundenen und doch nicht gekannten Etwas auflösen will, so war Margaretha stark und kräftig, voll angestammter Würde und im Bewußtsein derselben, eine blühende Tochter der Erde, durch ihre Gaben beglückt, und auf ihr fast jedes stillen Wunsches Befriedigung findend. Ihr Haus, ihr Gatte und ihre Kinder waren ihre Welt, und der Himmel schenkte ihr einen reichen Ehesegen; denn zehn Kinder sind ihrem Schooße erblüht, fünf Söhne und fünf Töchter. So bildete die fürstliche Frau zu Anna, ihrer Verwandtinn, gleichsam Gegensatz und Ergänzung.

An ihren Händen führte sie die schon zu Jungfrauen emporwachsenden Töchter, Amalia und Anna, schlanke Gestalten, wie die Mutter und fast in Allem ihre Ebenbilder. Um sie herum hüpften vier Knaben, wovon drei ihre Söhne, der vierte aber Heinrich Graf von Barby, der Sohn des Hofmeisters der Prinzen war. Friedrich, der älteste der Prinzen, sieben Jahre alt, war zu schlank für sein Alter, bleich und still; Ernst, zwei Jahre jünger, blickte mit lieben gutmüthigen Augen und lächelndem Gesichte auf die Ankommenden; seine weichen goldenen Haare flossen ihm über den Nacken, seine Händchen

streckten sich nach dem Vater aus; Albrecht der Jüngste, erst drei Jahre alt, jauchzte in abgebrochen Worten und rannte schnell nach den wiehernden Pferden. Der junge Barby stand scheu von ferne.

Des Churfürsten finsteres Gesicht verklärte sich beim Anblick seiner Lieben augenblicklich, und ein heiteres Lächeln spielte über dasselbe. Er sprang vom Pferde, übergab es dem Knappen, nahm den Helm vom Haupte, eilte auf Margarethen zu und schloß sie mit Liebkosungen in seine Arme; die Kinder schlossen einen Kreis um ihn, die Töchter und Friedrich weinten vor Freude, Ernst sprang jauchzend an ihm hinauf und Albrecht klapperte mit dem hintern Theile der Schwertscheide an den eisernen Beinschienen. Aus den Armen des geliebten Weibes entlassen, umfaßte Friedrich seine Kinder nach der Reihe und küßte sie auf die Wangen jedes mit einem zärtlichen Namen benennend.

„Mein werther Gemahl," redete Margaretha zu ihm," ich war in großer Angst um euch. Das verderbliche Kriegsfeuer fürcht ich wird uns noch verzehren."

„Wird Margaretha zugeben" erwiederte Friedrich, „daß meine Rechte geschmälert werden? Soll

ich mich höhnen lassen von meinem Bruder? Mich erbarmt seines armen Landes."

„Aber müßt ihr darum ausziehen mit Feuer und Schwert und Dörfer und Städte verwüsten? Was haben euch die armen Leute gethan?"

„Der Krieg hat seine Art so und das Land steht für seinen Herrn; man kann nicht ihm zu Leibe wollen und jenes schonen; der Welt Lauf ist nicht anders."

„Eiserner und doch geliebter Mann, könnte ich euch doch an unseres Hauses Frieden ketten! Ihr liebt mich, ich weiß es, ihr liebt eure Kinder, möchtet ihr doch stets bei uns verweilen in den Mauren dieses Schlosses, oder nur hinausziehen, eure Völker zu beglücken, nicht die Flamme des Kriegs in ihre Hütten zu tragen."

„Ihr wißt, Margareth, daß theils meines eigenen Lands Noth und Plag, theils meines Bruders Narrheit und sein toll Treiben mit meinen Feinden mich immer hinausruft, und ich mehr Zeit fern von euch zubringen muß, als in eurer lieben Pfleg und Sorgfalt. Laßt eure lieben Kinder euch Ersatz sein für die Entbehrung meines täglichen Umgangs, und erzieht sie so fromm und sittsam, wie ihr selbst seid, zu Gottes Ehr und unsrer eignen Freude."

„Habt ihr euch wieder mit eurem Bruder vertragen?"

„Ich denk, es soll sich bald Alles legen. Will's Gott so bleib ich diesen Sommer bei euch."

„Dies Wort gießt mir viel Trost in die Seele; wenn ich euch habe, traure ich nicht halb so sehr um mein liebes seliges Söhnlein. So bedarf es eures Schwertes nicht mehr, um die übeln Händel zu schlichten?"

„Die Zukunft wird's lehren. Müssen wir einmal wieder zuschlagen, so gedenken wir's bald abzumachen. Ein Weib wie ihr hat Muth Alles zu ertragen, und wenn's Noth thut, denk ich, führt ihr wohl auch einmal des Feldherrnschwert, wie meine Mutter, als sie das sächsische Heer versammelte und bei Außig gegen die Böhmen führte."

„Ei wenns sein muß," erwiederte die Churfürstinn lächelnd. „Fließt doch in meinen Adern das Blut Ernst's des Eisernen. — Jetzt aber tretet herein, denn die Nacht umhüllt uns schier; ihr werdet müde sein vom langen Ritte und der Erholung bedürfen."

Der Churfürst ging; Kunz trat zu Margarethen und brachte die Grüße von der Herzoginn Anna an sie und die Kinder. Mit Thränen im Blick, die

die letzte dunkele Glut der Abendröthete vergoldete, stand die hehre Frau vor ihm wie ein ehrfurchtgebietendes ernstes Wesen der Nacht; ihr Dank war kurz und herzlich, als sie Alles erfragt von der lieben jungen Base, und die Töchter drückten Kunzen die Hand. Die Knaben waren dem Vater nachgeeilt. Die Begleitung des Churfürsten war abgesessen und folgte ins Schloß. Leise umfing die ruhige Nacht seine Zinnen und ihre tausend Augen, die hellen Sterne, sahen auf die Erde herab und spiegelten sich unten in dem still vorüberziehenden Strom der Elbe.

Auf dem Schlosse zu Altenburg saß Kunz von Kauffung an der Seite seines jungen Weibes Anna. Auf ihrem Schooſe schaukelte sie ihr letztgeborenes Knäblein, das munter nach den großen silbernen Knöpfen haschte, die wie Glocken an des Vaters Wamse hingen. Zu ihren Füßen spielte der ältere Knabe mit einer Armbrust. Unmuthig rieb sich Kunz die Stirne; düstre Gedanken schienen seine Seele zu durchkreuzen. Anna beugte ihr Haupt zu ihm herüber, hielt ihm den Knaben entgegen, der sich in den Locken des Bartes festklammerte und sprach, ihn selbst mit dem andern Arme umfassend:

„Was bewegt wieder deinen unruhigen Geist, Kunz, darfst du's deinem Weibe nicht vertrauen? Genüg ich dir nicht mehr und deine Kinder?

„Der Fürsten Eintracht und Liebe," antwortete er ihr, und nahm den Knaben zu sich, „war seit Jahren mein Wunsch und mein Bestreben, und nun seh ich das Ziel immer weiter entrückt; soll mir das nicht Sorge und Kummer machen?"

„Ich kenne deine großen Plane," entgegnete Anna feuriger, „und ich bin stolz darauf, sie mit geboren zu haben. Dich irren die Rathgeber der

Fürsten am meisten; aber gieb den Muth nicht auf! Vielleicht krönt noch ein glücklicher Erfolg deine Bemühungen; du vereinst die fürstlichen Brüder und ihre fernere Eintracht kann nur durch dich bestehen; du wirst ihnen unentbehrlich, jeder bedarf deiner auf gleiche Weise, jeder ist dir den größten Dank schuldig, jeder setzt auf dich das meiste Vertrauen, durch deine Hand gehen alle Geschäfte, du steigst zur höchsten Ehrenstufe und wir werden reich an Gütern und Freunden."

„Auch an Neidern," antwortete Kunz eintönig.

„O laß nicht von deinem festen Willen, mit dem du schon so Vieles erlangtest und durchsetztest! Es muß gelingen! Meine schönen Träume müssen in Erfüllung gehen; ich kenne deinen Geist! O wie jauchze ich schon innerlich, daß ich einst an der Seite der Churfürstinn und Herzoginn stolz auf alle Edelfrauen herabsehen kann!"

„Mäßige deine Freude! Wir sind noch zu fern vom Ziele! Dort stehen mir die Vitzthume und ihr Anhang, hier der geckenhafte eingebildete Georg von Bibenberg und dein eigener Bruder Hildebrandt entgegen."

„Die Hindernisse müssen die Kraft stählen!" redete die kühne ehrsüchtige Frau und ihre großen

braunen Augen strahlten von innerem Feuer. „Mein Bruder ist nichts als ein Haudegen und immer schlagfertig, wenn's des Churfürsten Ehre gilt; er läßt sich leicht zu unserem Zwecke gewinnen, ohne daß wir ihm unsere geheimen Absichten zu verrathen brauchen. Ihn zu bearbeiten überlaß mir, er liebt mich sehr und vermag mir nichts abzuschlagen. Auch gilt er viel bei dem Churfürsten, und mit seiner und deiner übrigen Freunde Hülfe, deren du doch eine große Anzahl hast, läßt sich Bibenberg vielleicht bald verdrängen. Auf diesen mußt du dein Hauptaugenmerk jetzt richten, auf ihn die stillen Pfeile zuerst schicken. Du hast einen Fehlgriff gethan, daß du den Herzog eher zu gewinnen suchtest, um den Apel zu stürzen; er ist nicht dein Landesherr und liegt dir zu fern. Wirke zuerst auf den Churfürsten, suche ihn zu gewinnen und dich ihm nothwendig zu machen; ist der Bibenberg erst aus dem Wege, dann kannst du den Fürsten zu manchem überreden, wodurch er sich seinem Bruder nähert. Sieht aber der Herzog, daß es ihm ein Ernst ist, so kannst du leicht ihn zur Vereinigung führen, Apel wird ihm dann schon entbehrlicher. Vorsichtig und allmälig zeigst du diesen im verhaßten Lichte, er fällt und du stehst als Stifter des Bruderbundes in der Mitte zwischen

Beiden. Dann setzte kühn den Fuß auf die gestürzten Übermüthigen; sie sind die erste Stufe zu deiner künftigen Größe."

„Wie schnell und leicht sich das Alles in deinem Kopfe zusammenzimmert" lächelte Kunz. „Und doch ist kaum ein schwacher Anfang in der Wirklichkeit gemacht."

„Mein Bruder haust jetzt drüben in Kohren bei seinem Schwiegervater, dem Ritter von Meckau; laß mich hinübereiten. Ich schwöre dir's zu, daß ich ihn gewinne."

„Brauche Vorsicht, Anna, damit nicht der ganze kühne Bau durch niederen Verrath zusammenstürze! Wahre dich, daß selbst die stumme Nacht keinen Laut höre, der von unserem Geheimniß zeuge. Nur allmälig reift die Frucht, drum dränge nicht voreilig, daß du sie nicht schon in der Blüthe zerstörest."

„Rathe mir nicht, Kunz," sagte Anna mit leidenschaftlicher Heftigkeit und erhob sich von ihrem Sitze; „ich weiß, was und wie zu handeln gilt. Jetzt reit ich, und wenn mir der Himmel gnädig ist, so bring ich dir meinen Bruder diesen Abend mit."

Sie ging, übergab den Zofen ihre Kinder, und befahl den Knappen die Rosse zu satteln, und nach

wenig Augenblicken ritt sie durch das Thor den Berg hinunter.

„Wohin wird mich der Ehrgeiz dieses Weibes führen?“ sagte Kunz sinnend, „und doch stimmen ihre Wünsche stets mit den meinigen überein. Soll ich mich glücklich preisen, daß ich sie besitze? Stets schweifen ihre Plane höher; und doch lieb' ich sie darum. Es giebt liebenswürdigere, reizendere Weiber, als sie, und nicht selten schon hab ich mein Herz auf Irrwegen ertappt, aber desungeachtet hab ich sie stets geliebt, wie man ein Weib von solcher Geisteskühnheit lieben muß. Zärtlichkeit ist ihr fremd; sie ist zur Gebieterinn geschaffen. Wahrlich Anna ist meiner werth! —“

Ihr nach in den Hof hinabgeschritten, ließ er auch sein Roß satteln und ritt nach den Waldungen der Leine, wo er sich fast täglich an der Jagd zu vergnügen pflegte. Als er spät am Abend zurückkehrte, sah er in dem hinteren Gebäude, das er bewohnte, mehr Fenster als gewöhnlich erleuchtet und schloß daraus, daß Hildebrandt von Einsiedel, sein Schwager, wirklich schon dort verweile. Im Schloßhofe kam ihm Anna schon mit triumphirenden Schritten entgegen; ihre hohe Gestalt schien vor Freude zu leuchten.

„Sicher hab ich ihn gefangen,“ flüsterte sie dem Gemahl zu „und schon ist das köstlichste Geheimniß in meinen Händen, das ich ihm je abgeschmeichelt habe.“

Sie zog ihn in das Haus und entdeckte ihm des Churfürsten Entschluß, seinen Bruder gefangen zu nehmen und zu entthronen.

Kunz empfing seinen Schwager mit vieler Herzlichkeit, und nach langer Unterredung des Abends ward der gutherzige Hildebrandt durch Kunzens scheinbar vortreffliche Absicht und Annas List für den Plan gewonnen, den Georg von Bibenberg zu stürzen. Kunzens nächstes Handeln mußte nun vorzüglich darauf hingehen, sich in Meißen, Sachsen, Thüringen und allen Ländern der beiden fürstlichen Brüder so viel Freunde und Anhänger als möglich zu verschaffen, um beim Ausbruch der Feindseligkeit den Churfürsten nach seinen Absichten lenken zu können. Sobald also Hildebrandt von Einsiedel wieder geschieden war, zog er mit seinem Knappen Schweinitz nach dem Voigtlande. Dort sprach er bei einem alten Waffenbruder und Vertrauten, Wilhelm von Schönfels ein, theilte ihm das Nöthige mit und lud ihn, so wie Alle, die er gewann, zu einer Zusammenkunft auf seinem Ritterhause in Thams-

drück in Thüringen ein. In der dortigen Gegend hatte Kunz beträchtliche Güter, die er bei dieser Gelegenheit mustern wollte. Vom Voigtlande zog er weiter nach Franken und erwarb sich unter der dortigen Ritterschaft manchen Anhang; denn überall murrte man nur über der Vitzthume angemaßte Herrschaft, den Herzog selbst schien man nicht zu hassen; man hoffte im Gegentheil Alles von ihm, wenn die bösen Rathgeber entfernt wären.

In seinem Wege lag das Schloß des Ritters von Heßberg, den er schon von längerer Zeit her kannte, und mit seiner jungen schönen Gemahlinn Katharina vor einigen Monaten auf der Hochzeit des Herzogs Wilhelm gesprochen hatte. Kunz hoffte von Heßberg, als einem Schwager Bernhards von Kochberg, manchen Wink zu erhaschen, was vielleicht in des Herzogs geheimen Rathe vorgegangen sei. Er lenkte sein Roß nach der Burg, nannte dem Thorwart seinen Namen und bat um ein Nachtquartier. Das Thor that sich ihm auf und kaum sah er sich auf dem Hofe, als die reizende achtzehnjährige Katharina ihm zum Willkomm entgegen hüpfte. Ihre schwarzen Haare flossen in langen glänzenden Locken auf die Schultern, ihr mit vielen goldenen Borden ausgezierter Rock war oben

weit ausgeschnitten, so daß der volle üppig wogende Busen zur Hälfte sichtbar war. Unten reichte der Rock kaum bis an die Kniee, so daß das Auge von der Fülle schöner Formen entzückt nur gieriger gemacht wurde. Kunz mußte sich abermals gestehen, noch nie ein reizenderes Weib gesehen zu haben. Verwundert, daß ihn die Hausfrau empfange, stieg er vom Pferde; sie aber hieß ihn herzlich willkommen, drückte ihm mit Wärme die Hand und benachrichtigte ihn sogleich, daß ihr Hausherr nach Nürnberg zu einem Ritterfeste gezogen sei und sie in ihrer Einsamkeit zurückgelassen habe.

Kunz hielt es für Sitte und Ritterpflicht auf diese Kunde nicht im Schlosse zu verweilen und erklärte dieses Katharinen, aber sie bat so sanft und dringend, und begleitete ihre Bitte mit so zärtlichen Blicken, daß Kunz der Einladung nicht widerstehen konnte. Freundlich führte sie ihn die Stiegen hinauf in ihr Gemach und lud ihn ein, sich auf das Ruhebett niederzulassen. Bald stand der volle Weinhumpen auf der geglätteten Tafel und mancherlei Früchte des Herbstes folgten als Erfrischungen. Katharina plauderte so angenehm von ihrem Vaterlande Thüringen, von Roßla, wo ihr Vater wohnte und sie geboren war, von der Hochzeit des

Herzogs Wilhelm und von ihm selbst, den sie nicht genug loben konnte, daß Kunzen die Stunden wie Minuten hinflogen. Unwillkührlich drängte sich ihm der Vergleich zwischen der jugendlich blühenden zauberschönen Frau und ihrem kränkelnden schon in den funfziger Jahren stehenden Gemahl auf und sie schien ihm, wie das volle üppige Leben, daß seine Kraft auszuströmen drängt und deshalb nach gleicher Kraft sich sehnt, um sich inbrünstig an sie anzuklammern und sich mit ihr zu vereinigen, neben dem bleichen Tode, der alles Leben an sich reißt, um sich an ihm zu erwärmen und zu beleben, und doch nicht warm wird, und doch der Tod bleibt. Er konnte sich nicht enthalten, etwas über dieses Mißverhältniß zu äußern, aber unbefangen erzählte ihm Katharina, wie sie dem Ritter von Heßberg bloß nach dem Willen ihres Vaters die Hand gereicht, ohne im mindesten etwas für ihn zu fühlen; Heßberg sei nämlich ein alter Bekannter ihres Vaters gewesen und nie verheirathet. Oft sei er in Roßla eingekehrt und habe sie als Säugling schon seine Braut genannt. Dieser Scherz habe sich allmälig zum Ernste gestaltet; denn Heßberg habe ihrem Vater das Versprechen abgenommen, sie ihm, sobald sie herangewachsen und mannbar geworden sei, zum Eheweib zu geben. Bei diesem

Versprechen sei es geblieben und sie selbst weiter nicht um ihre Einwilligung gefragt worden; sie habe die Liebe nicht gekannt und jeder Mann, der ihr persönlich gerade nicht zuwider, sei ihr recht gewesen, sobald ihr Vater gewünscht hätte, sie solle sich mit ihm verbinden.

„Freilich," setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu, „sind es noch keine zwei Jahre, seit ich die Gemahlinn eines Mannes bin, den ich nicht lieben kann, und schon haben sich meine Ansichten über diesen Punkt bedeutend geändert; das Herz behauptet seine Rechte." Dabei blickte sie dem kräftig schönen Kunz so sehnsüchtig verlangend in das Auge, daß ihm der Blick bis in das innerste Herz drang.

Die Tafel war unterdessen auf der jungen Ritterfrau Befehl reichlich besetzt worden, mit den verbindlichsten Worten forderte sie ihren Gast auf, das Wenige, was ihre Küche böte, zu genießen. Allein mit ihr in einem kleinen trauten Gemach saß Kunz, ihr gegenüber; bei jeder Bewegung, die fast immer eine Berührung zur Folge hatte, wurde es Kunzen wärmer im Herzen und mehr als sonst sprach er mit einer Hast, die er sich selbst nicht erklären konnte, dem vortrefflichen Weine zu, der in reichlichem Vor-

rathe auf der Tafel war. Die Speisen waren ausgesucht und der Churfürst selbst hätte nicht besser bewirthet werden können. Katharinas Worte wurden immer liebreicher, immer schmeichelnder und stahlen sich wie eine süße, wollüstige Musik in Kunzens Ohr; er konnte die Frau fast nicht mehr anblicken; denn wie ein zehrendes Feuer schlich's ihm durch die Adern, die Glut theilte sich allen Gliedern mit und drang ihm bis zu den Fingerspitzen, und jeder ihrer Zauberblicke, der in seine Augen traf, vermehrte dieses Feuer. Er versuchte es, an sein Weib, an seine Kinder zu denken, aber wie Schattenbilder flohen sie in die Tiefe seiner Seele zurück, er konnte sie kaum erhaschen und nicht fest halten, wie er auch rang; alle seine Sinne erfüllte das holde Weib, die mit warmen Leben liebesehnsüchtig vor ihm saß. Er wollte sich den Abend zurückrufen, wo er den Herzog im Herzen so streng getadelt, daß er dieser jugendlichen Schönen gehuldigt, aber dieser Tadel kam ihm jetzt unbegreiflich vor; ihm war's in dieser Stunde, als müßten alle Männer Katharinas Schönheit verehren, als gehörte ihren unvergleichlichen Reizen dieser schuldige Tribut. Das ungemäßigte Verlangen nach ihr, das ihn durchraste, schien ihm nur eine gerechte Rache an seiner frühe-

ren Strenge. Ihre Unterhaltung drehte sich immer um den Punkt, daß ein sehnsüchtiges, liebebegehrendes Herz und eine in ewiger Entsagung und Entbehrung aller stillen Freuden der Liebe vertrauerte Jugend von keinem Genusse späterer Jahre, von keiner andern Lebensfreude befriedigt und aufgewogen werden könne. Dabei aber war Katharina so muthwillig, lachte über sich und ihren bejahrten Mann, mischte Ernst und Scherz so wunderlich, daß in Kunzen schwerlich das Gefühl des Mitleids erregt werden konnte.

„Seht,“ rief sie fast ausgelassen, „niemand ist froher unter Menschen als ich; aber allein ist's schlecht vergnügt sein; mein Ehegespons ist immer griesgrämlich und ich kann nicht lachen, nicht singen wie ich will. Deshalb seid ihr mir ein recht willkommner Gast, weil ich brav mit euch plaudern kann.“

„Schöne Frau,“ sagte Kunz; „eurem Herrn wird wahrlich mein Besuch nicht so willkommen sein, als er euch scheint; es wäre mir und euch besser, ich wäre vorhin am Burgthore wieder umgekehrt.“

„Still!“ sagte Katharina, „laßt mich dafür sorgen, daß er nichts von eurer Anwesenheit erfahre; ich habe die Leute auf meiner Seite.“

„Aber dies Geheimnißvolle,“ erwiederte Kunz erstaunt, „kann euch gefährlicher werden, als ihr

meint. Traut ihr meiner Standhaftigkeit so sehr, daß ihr mich ganz unempfindlich für eure Reize haltet?"

„Nun," sagte Katharina unbefangen und lächelte ihn an, „seid ihr nicht auch des Glaubens, daß mir eure Gesellschaft lieber ist, als die meines Eheherrn?"

Kunzens Brust schien ihm zerspringen zu wollen; es nebelte vor seinen Augen und von der ganzen Außenwelt sah er nichts als die holde üppige Gestalt Katharinas, die wie von einem Zauberglanze umflossen war.

„Süßes Weib!" stammelte er, und zog sie zu sich auf das schwellende Ruhebette nieder, sein Mund berührte ihren blendend weißen Nacken, ihren fliegenden Busen; die Fülle ihrer Rabenlocken umspielte ihn; es durchzuckte ihn fiebrisch.

„Lieber Mann!" flüsterte sie und preßte einen glühenden Kuß auf seine Lippen. —

Da fiel Kunz in das Netz der Verführerinn und verletzte seine Pflichten als Gatte, Gast und Ritter. —

Eh der Tag graute, riß er sich aus den Armen der lockenden Fee, aufgeschreckt durch sein erwachendes Gewissen. Heimlich wie ein Verräther schlich er aus der Burg und ließ sich still die Pferde von seinem Knappen nachführen. Dann

sprengte er, als wäre das Verderben geflügelt hinter ihm, davon, dem Thüringer Walde zu. Der Tag war kalt und unfreundlich, noch mürrischer der Abend. Kunz wollte noch eins seiner Güter erreichen, das jenseits des Gebirges lag. Der kalte Herbstwind pfiff durch die hohen Buchen und Eichen und raubte ihnen das falbe Laub, das er raschelnd vor sich her trieb; einzelne große Regentropfen klangen in den Ästen, die wie Riesenarme gespenstisch hervorragten, die düstre Nachtluft zu umarmen; einzelne Felsenblöcke streckten ihre weißen Häupter in die ungewisse Dämmerung und warfen zitternden Schein von den Bergrücken in die engen Thalungen hinab. Mürrisch starrte Kunz vor sich hin in die Finsterniß, die immermehr die Berge umflorte und die Thäler schon erfüllt hatte; sein Inneres glich der ihn umgebenden Natur. Der Regen nahm zu und ergoß sich zuletzt in Strömen; Schweinitz, der sonst immer bei guter Laune war, fing an leise, dann lauter durch die Zähne zu fluchen.

Sie waren schon lange die Höhe des Gebirges passirt und noch immer ritten sie im dichten Walde. Die Finsterniß ließ sie kaum noch den Weg erkennen und Schweinitz wollte es bedünken, als seien sie ganz von der rechten Straße abgekommen. Das

Unangenehme ihrer Lage ließ Kunzen selber wünschen, ein Obdach zu finden, doch schien hier keine Hoffnung dazu zu sein. Plötzlich bemerkte Schweinitz durch die Baumstämme den Schein eines Feuers und machte mit vieler Freude seinem Herrn die köstliche Entdeckung bekannt. Beide versuchten gerade darauf loszugehen, doch machten Steine und wildverwachsenes Gestrüpp ihnen dieses unmöglich. Von der Nothwendigkeit gezwungen, verfolgten sie also noch eine gute Strecke den Weg, in der Hoffnung endlich einen Zugang zu dem erblickten Feuer, das ihnen zuweilen wieder entschwand, zu entdecken, bis sie endlich auf eine Waldwiese herauskamen. Hier sahen sie die auflodernden Flammen des Feuers deutlicher, das ihnen zur linken Hand in nicht unbedeutender Entfernung auf einer Anhöhe brannte. Kunz stieg vom Pferde, übergab es Schweinitz und forschte sich über die sumpfige Wiese den unsichern Weg aus, der Knappe folgte ihm Schritt vor Schritt. Als sie eine Weile so langsam fortgezogen waren, kamen sie an die Höhe, die wieder mit dichtem Walde bewachsen war, aber das Feuer war ihren Blicken wieder entzogen, doch glaubte Kunz einzelne Menschenstimmen zu vernehmen. Sein Schwert mußte ihm nun Bahn brechen durch das Gebüsch,

der Knappe war gezwungen mit den Pferden zurückzubleiben. Als der Ritter mühsam den Gipfel erklimmt hatte, sah er das allmälig verglimmende Feuer auf einer nahen ihm entgegen liegenden Höhe; einzelne schwarze Gestalten wurden zuweilen vor demselben sichtbar; die weit leuchtende Glut röthete rings umher die dicken Baumstämme auf eine abenteuerliche Weise und warf einen bleichen Schein an den rabenschwarzen nächtlichen Himmel. „Was dies auch für sonderbares Volk sein mag," dachte Kunz bei sich, „einen Schutz müssen sie doch haben für den Regen und ein Paar Bissen Brot für den Hunger. Ist es Raubgesindel, läßt sich schon auch mit ihnen fertig werden." Und seine Schritte verdoppelnd war er bald durch das kleine dazwischen liegende Thal an den Berg gekommen, dessen Haupt das Ziel seiner jetzigen Wünsche war. Aber furchtbar steil stieg die Höhe vor ihm auf, gerade hinauf zu klimmen schien durchaus unthunlich; und nur mit vieler Mühe und Anstrengung gelang es ihm, die buschige Bergwand quer aufwärts zu durchschneiden. Riesenmäßige Bäume und große Felsstücken, auch einzelnes Steingerölle versperrten ihm den Weg und hemmten seinen ermüdenden Fuß. Endlich hatte er eine vorspringende Felsenspitze erklettert, kaum hundert Schritte

vor ihm glimmte das Feuer noch schwach, und, wie er deutlich bemerkte, unter einem zeltähnlichen Dache, das jedoch nach den Seiten hinaus offen war. Von dem Gestein aber, worauf er stand, konnte er unmöglich einen weiteren Weg entdecken; er rief also ein lautes „Halloh!" das furchtbar in den Bergschluchten durch die todtenstille Nacht widerhallte. Augenblicklich schlugen einige Hunde an und verdoppelten schnell ihr kräftiges Gebell, darauf wurde es lebendig um das Feuer, mehrere Männergestalten wurden im ungewissen Zwielichte sichtbar. Kunz rief zum zweitenmale und eine tiefe Baßstimme rief ein donnerndes „Werda?"

„Ein verirrter Rittersmann, der um ein Obdach bittet," war Kunzens Antwort. Darauf sah er, wie zwei Männer ein Paar Kienfackeln an den glühenden Kohlen anzündeten und hinter einem andern Felsen nach der entgegengesetzten Richtung verschwanden. Einige Zeit darauf erschienen sie wieder zu seinen Häupten auf dem Berge und riefen, er möge Laute von sich geben, damit sie die Richtung nach seinem Standpunkt nehmen könnten. Kunz befolgte ihren Rath und nun stiegen sie sogleich gerade zu ihm herab. Es waren zwei abenteuerlich gekleidete Männergestalten, der eine Äl=

tere mit einem langen Barte, kleinen stechenden Augen und mürrischem Gesichte hatte weite Beinkleider von drei oder viererlei verschiedenen Farben, sie hingen unordentlich um seine dürre Gestalt, auch schienen sie ihm viel zu groß zu sein. Seltsam stach dagegen der enge mit Puffen besetzte spanische Rock und die Krause auf demselben ab. Auf seinem Kopfe trug er eine lederne Kappe, denen der Bergleute ähnlich; die Kleidung war übrigens alt und zerfetzt. Der Andere, noch sehr jung und von freundlichem Aussehen, hatte einen zerrissenen Mantel um, aus dem ein sonst kostbar gewesenes Wams hervorsah, über dasselbe hatte er einen breiten rotheu Gürtel mit Glocken nach damaliger Sitte verziert, die ein widrigklingendes Geläute ertönen ließen. Ein geblümter Unterrock vollendete seine Kleidung. Hosen schien er nicht zu tragen, und sah deshalb einer Frau ähnlich, wozu sein jugendliches volles Gesicht und sein langlockiges Haar noch Vieles beitrugen. Beide hatten lange Büchsen in der Hand, die geladen zu sein schienen. Die Glut der Fackeln röthete die wunderlichen schwarzbraunen Gesichter und gab ihnen ein wildes verwegenes Ansehn. Barschen Tones fragte der Ältere woher er komme; dabei verzogen sich seine Mienen zur abscheulichen Fratze.

„Von Meiningen,“ erwiederte Kunz.

„Und wohin gedenkt ihr?

„Nach Behringen; da ich aber vom rechten Wege abgekommen sein muß, so sagt mir, wohin bin ich geraden?“

„Das habt ihr nicht nöthig zu erfahren; es ist genug, wenn wir euch morgen auf den Weg bringen, der euch richtig nach dem Orte führt, wohin ihr wollt.“

Mit dieser kurzen Abfertigung bedeutete er Kunzen, ihm zu folgen; schweigend gehorchte dieser. Der Sprecher ging voran und leuchtete mit der Fackel vor, der junge Mensch folgte. Steil ging ihr Weg wieder bergauf, über Geklippe und durch Bergkehlen zwischen dem oft hochaufsteigenden Gestein; an den Spitzen der Steinblöcke und an ihm entgegen hangenden Zweigen mußte sich Kunz oft anklammern, um sich höher hinaufzuschwingen, oder nicht auszugleiten und in die unter ihm aufgähnende schwarze Tiefe hinabzustürzen. Aber leicht wie flüchtige Gemsen kletterten seine Begleiter die Höhe hinauf. Noch hatten sie nicht den Rücken des Berges erreicht, als sie sich rechts wandten, wiederum quer über Klippen und dann bergab stiegen. Dicht unter sich sah Kunz die noch glühenden Kohlen des verloschenen Feuers.

Noch einige Sätze und er stand mit seinen Führern auf einem nicht mehr als einige Fuß messenden ebenen Platze, der, so wie der ganze Berg, mit hohen Buchen und Eichen besetzt war. An die Schafte derselben war in einiger Höhe mit Seilen ein großes Tuch befestigt, welches oben mit noch grünem Laub belegt und unten mit Stangen unterstützt war. Unter diesem Dache hatte das Feuer gebrannt und war durch dasselbe vor dem Regen geschützt gewesen. Ringsum war das Plätzchen mit dem dichtesten Gebüsch bewachsen und nirgends entdeckte Kunz einen Ausgang. An der vorderen Seite schoß der Berg jählings ab, an der hintern stieg ein Felsenkegel in die Höhe, zu den beiden Seiten erhoben sich zwei Hügel, wie Wälle, welche sich an den Felsen anschlossen, wo sie selbst näher zusammentraten und in ihrer Mitte einen ausgehöhlten Eingang in die ziemlich weite Öffnung einer Höhle gewährten, welche in den Felsen hineinging. In der Höhle selbst erblickte Kunz Licht und sah daß sie vorne einen breiten geräumigen Platz hatte und beträchtlich hoch war. Auf der kleinen Ebene gingen ein Paar große Hunde, knurrend und mit feurigen Augen.

„Tretet hier herein," sagte der ältere Führer, nachdem er die Hunde zur Ruhe verwiesen hatte;

„man wird euch gleich zu Essen bringen und ein Nachtlager bereiten."

Kunz erinnerte nun, daß er seinen Knappen unfern von hier auf der Waldwiese mit den Pferden verlassen habe und diesen auch unter Dach wünsche, und setzte hinzu, daß er ihre Dienste gut belohnen wolle.

„Das hättet ihr eher sagen können," fuhr der Alte mürrisch auf. „Ihr hättet uns einen Weg in der finstern Nacht erspart. Übrigens haltet mit euren Versprechungen an euch; wir brauchen eure Belohnung nicht."

Auf seinen Ruf: „Eule! Schwalb!" traten aus dem Hintergrund der Höhle noch eine lange hagere Mannsgestalt mit struppigen Haaren, nothdürftig in einen zerlumpten Pelz gehüllt, und ein flinker Knabe in eine blaue Tuchjacke mit blanken Henkeln gekleidet hervor; zu gleich wurde Kunz mehrerer Gestalten ansichtig, die sich in den hintern Theilen der Höhle bewegten und Weiber zu sein schienen. Die Krümmung des durch den Felsen fortlaufenden Ganges erlaubten ihm nicht, mehr zu sehen. Die Männer unterhielten sich in einer Kunzen ganz unverständlichen Sprache, darauf zündeten die beiden zuletzt Erschienenen frische Fackeln an, fragten Kunzen, wie sein

Knappe heiße und als sie dieses erfahren, stiegen sie behende den Berg hinauf.

„Die Pferde werden freilich auf der Wiese bleiben müssen," sagte der alte Führer; „denn diese Höhe ist nicht für ihren Gang geeignet, doch finden sie dort gutes Futter, unsere Leute werden dafür Sorge tragen, daß sie nicht von Ort und Stelle kommen; morgen könnt ihr sie dort wieder abholen. Cäsar," fuhr er zu dem Jüngling gewendet fort, der unterdessen mit der größten Neugierde Kunzens ganzen Anzug einzeln mit den Augen gemustert hatte, „geh und sag, daß wir noch einen Gast bekommen haben, sie sollen für ein gutes Abendbrot sorgen." Der Bursche verschwand in die Höhle. Kunz war durch alle diese sonderbaren Erscheinungen sehr aufgeregt, und je weniger er sich selbst erklären konnte, in welcher wunderlichen Waldbewohner Gesellschaft er gekommen war, um so heftiger wachte der Wunsch in ihm auf, über diesen Punkt belehrt zu sein.

„Ich weiß nicht, ob es euch angenehm ist, wenn ich euch frage, zu wem mich der Zufall und das schlechte Wetter dieser Nacht geführt haben," redete er den griesgrämlichen Alten an; „doch ist es ein sehr natürlicher und verzeihlicher Wunsch, meine

Wohlthäter kennen zu lernen; es steht euch ja immer frei meine Frage zu beantworten oder nicht."

„Glaubt auf mein Wort," erwiederte der Alte, „wir sind gerade nicht schlechter und nicht besser als ihr selbst, und wenn ihr auf gute Geburt und alten Adel etwas haltet, so kann ich euch bei meiner Ehre versichern, daß ich und die Meisten, die ihr hier theils schon gesehen habt und theils noch sehen werdet, von den uralten berühmten Pharaonen in Aegyptenland in gerader Linie abstammen. Seid ihr damit und mit einem guten Stück gebratenem Wildbret und einem weichen Mooslager für diese Nacht zufrieden, so ist es mir gerade nicht unangenehm; seid ihr es aber nicht, so kann ich euch wahrlich mit dem größten und längsten Bericht nicht helfen, den herzuerzählen ich diese Nacht so wenig Lust haben möchte, als ihr ihn anzuhören. Macht's demnach wie ihr wollt, ich gräme mich um keins von beiden." Kunz war mit dem Bescheide schon vollkommen zufrieden und eben im Begriff, dem Berichterstatter seinen Dank zu sagen, als er durch den widrig kreischenden Ton einer weiblichen Stimme, die aus der Tiefe der Höhle hervorschallte, davon abgehalten wurde. Aus dem Gehörten war es nämlich Kunzen klar geworden, daß er sich unter einer

Bande der berüchtigten Tatern befand. So nannte man damals die in jener Zeit sich zuerst in Teutschland und namentlich in Thüringen und Sachsen zeigenden Zigeunerhorden. Früher hatte man weder von ihnen etwas gehört noch gesehen. Obgleich Kunz noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ein Mitglied dieser eigenen Menschengattung zu sehen, so stimmten doch die mancherlei im Munde des Volkes umgehenden Beschreibungen derselben so vortrefflich auf die vor ihm stehenden Menschen, daß er keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Meinung zweifelte. Seine Aufmerksamkeit zog nun eine hervortretende weibliche Figur auf sich. Der auf sie fallende Schein der Fackeln zeigte ihm ein eben nicht sehr altes aber welkes abgelebtes Gesicht; die schlotternden Backen hingen auf beiden Seiten desselben herab und ihrem Beispiele folgten das Kinn, das weit herunter hing, und die sich an dasselbe anschließenden Brüste, die höchst leichtfertig mit einem schmuzigen Tuche verhüllt und nur sehr nothdürftig zusammen gehalten wurden. Unter einer hohen faltigen Stirne blickten ein Paar scharfe, ungemein lebhafte Augen hervor, die, wegen ihrer Frische und steten Beweglichkeit mit der übrigen Gestalt im schneidensten Kontraste standen. Das dunkele Haar hing unor-

dentlich, verwirrt und buschig unter einer kleinen mit Gold reich gestickten Haube hervor, die den Licht-schein in allerhand Farben widerspiegelte, was Kunz nur für kostbare Edelsteine halten konnte, welche in die Goldstickerei des kleinen Häubchens verwebt waren. Dieser Kopfputz war italienische Mode. Um ihren bloßen Hals hing eine Kette, welche aus seltsamen Figuren bestand, die wie Zauberzeichen aussahen; mit eben dergleichen Bildern war der feuerrothe Gürtel bemalt, welcher das vielfaltige vorn weitaufgeschlitzte bunte Gewand zusammenhielt. Zwischen den Schlitzen sah ein hellblaues seidenes mit Gold verziertes kurzes Unterkleid hervor. Ihre Füße waren unbekleidet. Sie maß Kunzen, der sie grüßte, von Kopf zu Fuß mit höhnenden Blicken und sprach dann unwillig mit jener kreischenden Stimme, welche Kunz bereits vernommen hatte: „Wärt ihr gestern Abend der Pflichten, die ihr eurem Weibe und einem Gastfreunde schuldig seid, mehr eingedenk gewesen, und hättet ihr in der That mehr Standhaftigkeit gegen ein begehrliches Weib gehabt, als ihr euch sonst zutraut und zu haben vorgebt, so würdet ihr diese Nacht müde Leute nicht um ihren Schlaf zu bringen brauchen, denn ihr wärt gestern noch eine große Strecke weiter gereist."

Kunz erstarrte vor dieses Weibes Mitwissenschaft seiner geheimgeglaubten Sünde und schauderte unwillkürlich zusammen; denn wie ein überirdisches oder mit überirdischen Mächten wenigstens im Bunde stehendes Wesen wollte sie ihm bedünken.

„Es scheint, als ist euch hinsichtlich meiner nichts verborgen," preßte er endlich verlegen aus der beklemmten Brust hervor. „So sagt mir, was euch die Sterne weiter über mich berichten."

„Zeit und Stunde werden kommen und euch euer Schicksal selber enthüllen. Ihr vermögt ihm nicht zu entgehen."

„Sagt mir das Eine, ich bitt' euch, werden meine Feinde fallen?"

„Sie werden fallen und bestraft werden."

„Laß das gut sein, Chiska," sagte der Alte einfallend. „Bereite ihm lieber das Essen."

Schweigend kauerte das Weib an die verlöschten Kohlen, hielt die lodernde Fackel an sie und blies sie wieder in Brand, dann trug sie einen Arm voll dürres Reisholz herbei und in wenig Minuten schlug die Flamme wieder knisternd in die schauerliche kohlschwarze Nacht hinauf. Nun holte sie an einem Spiese steckend eine schöne frische Wildpretskeule herbei, legte dieselbe auf zwei gegenüberstehende Steine

über das Feuer und wendete, ein fremdartiges Lied brummend, den Spieß hurtig hinüber und herüber. Der Mann trug indessen in einem großen Humpen frisches Wasser aus der Höhle. Während Kunz in sich gekehrt bald das beschäftigte wunderbare Weib, bald das Innere der Höhle, in deren Vordergrund er auf Moos gelagert war, betrachtete, und hinten immer mehr weibliche und männliche Gestalten erblickte, die ihn neugierig ansahen, ließen sich in kleiner Entfernung Menschenstimmen vernehmen und er unterschied bald die verzweifelten Flüche seines Schweinitz. Kurz darauf setzte er mit seinen Führern von der Höhe herab und befand sich vor dem Feuer, sprang aber auch beim Anblick Chiska's sogleich entsetzt zurück und fragte dann ganz ängstlich und demüthig nach seinem Herrn. Seine Stimme lockte endlich das Völkchen aus der Höhle hervor und im Kurzen standen an zwanzig Menschen beiderlei Geschlechts und von dem verschiedensten Alter um das Feuer, die späten Gäste genauer in Augenschein zu nehmen. Schweinitz stand immer noch ganz verblüfft und getraute sich kaum, die Leute wiederum zu betrachten. Und in der That war ihre Kleidung so wunderlich zusammen gewürfelt, daß man von jeder Nation Europa's einige Subjecte vor sich zu

sehen hätte glauben sollen. Wer war froher, als der aus aller Fassung gerathene Knappe, als er durch den unverständlichen Mischmasch der verschiedenen Stimmen endlich die seines Herrn hervortönen hörte, der ihn beim Namen rief, und ihn selbst in der Ecke der Höhle gelagert erblickte. Er holte tief Athem, wie man wohl nach einer schweren überstandenen Angst zu thun pflegt, und sagte: „Dem Himmel sei Dank, daß ich euch endlich wieder erblicke; mir standen euretwegen schon alle Haare zu Berge, und wahrhaftig wir haben nicht Ursache besonders lustig zu sein; denn ich kann mich in der That noch nicht recht überzeugen, ob wir wirklich unter Menschen sind."

„Nimm nur diesmal vorlieb," sagte Kunz und konnte troz seiner verwirrten Seelenstimmung ein Lächeln nicht unterdrücken. „Deiner Korpulenz wird ja wohl diese kleine Abschweifung von der gewöhnlichen Art und Weise nicht nachtheilig sein."

„Nun ich sehe einen Bratspieß und der süße Duft des gebratenen Fleisches kitzelt meine Nase und läßt mich allerdings die Gesellschaft, wenn auch nicht vergessen, doch ein wenig bei Seite setzen." Mit diesen Worten ließ er sich zu Kunzens Füßen nieder und that einen kräftigen Zug aus der Wasserkanne,

nicht anders als ob sie den köstlichsten Wein enthielte. Der Braten war auch gar und die Alte schnitt Jedem ein Stück vom Spieße, um es ihm darzureichen; Schweinitz knipf die Augen zusammen, als sie vor ihn hintrat, wahrscheinlich um sich durch den Anblick der Sibylle den Appetit nicht verderben zu lassen.

„Dein dicker Wannst hätte unbeschadet heute Nacht vom eignen Fette zehren können," sagte sie spöttisch zu ihm, aber kauend erwiederte er schon furchtloser: „Es fehlt zu eurem köstlichen Fleische nur noch ein gleicher Wein, um dem Mahle einen größeren Werth zu geben, als alles vor Jahren schon erworbene Fett hat."

„Du bist ein feiner Gesell und ich könnte dir schier gut sein," flüsterte das Weib ihm schmunzelnd zu und strich ihm dabei liebkosend mit der flachen Hand über die Backen. Aber er hätte vor Schrecken fast den Braten fallen lassen. „Verlangt nur um Gottes willen nicht zum Lohne dafür, daß ihr mich satt macht, einen Liebesdienst; denn dazu bin ich heunt schlechterdings nicht aufgelegt," und wie von der größten Müdigkeit überwältigt steckte er das letzte große Stück Fleisch in den Mund und streckte sich kauend auf das Moos nieder. Chiska schleppte

große wollene Decken herbei, um die Gäste damit gegen die Kälte der Nacht zu schützen. Kunz hatte während des Essens Zeit und Gelegenheit genug gehabt, seine Umgebung genau zu betrachten. Die Leute waren meist von sehr edelem Wuchs, der nur durch die Kleidung entstellt war. Alle waren schwarzhaarig und von dunkelbrauner Gesichtsfarbe; die Männer trugen starke Schnurrbärte, die Weiber hatten auf dem Kopfe Häubchen, wie die Alte, unter denen die Locken üppig hervorquollen. Übrigens waren die Jüngern sehr wohl gebaut und, die Farbe abgerechnet, meist von angenehmer Gesichtsbildung. Unter den Letztern fiel Kunzen bald ein Mädchen auf, die durch Wuchs, Schönheit und Kleidung vortheilhaft vor allen Andern hervorstach. In ihren edelgebildeten Zügen hatten sich Muthwille und Schwärmerei gepaart; ihre großen Augen leuchteten wie Sterne durch die Nacht; das niedliche Näschen etwas abgestumpft und die frischen rothen Lippen, etwas aufgeworfen, die bei der Helle des Feuers und der Fackeln in ihrem Verschlusse eine Reihe glänzend weißer Zähne zeigten. Die Bewegungen, Biegungen und Stellungen ihres schlanken, zierlich geformten Körpers waren künstlerisch, doch schienen sie an ihr ganz natürlich. Von ihrem Scheitel floß

ein schwarzer Schleier über den Rücken herab, der so weit und lang war, daß sie sich oft hinein wickelte, um ein schelmisches Lächeln zu verbergen, oder Kunzen desto genauer betrachten zu können, ohne gerade aufzufallen. Sie schien zwischen ihren Nachbarinnen mehr zu schweben als zu stehen und wirklich hüpfte sie auf den Spitzen ihrer kleinen Füße, und machte einige geschickte Tänzersprünge, indem sie die Arme im halben Kreise gegen den seitwärts-gelegten Kopf bog und mit den Fingern die Bewegungen machte, welche das Schlagen der Castanietten erfordern, da eben ein junger Mann auf der Laute klimperte, die er wahrscheinlich als ein allezeit fertiger Spieler immer in den Händen trug.

„Jetzt ist nicht Zeit zu Spielen und Tanzen!" kreischte die Alte. „Was fällt euch ein? Wir sind in der Mitternachtsstunde und den Geistern derselben behagt wahrlich eure Leichtfertigkeit nicht. Da ist nichts zu fangen, Estrella!" wandte sie sich zu der schönen Tänzerinn und deutete mit der Hand nach der Höhle. Unwillig über ihre Rede wandte sich das Mädchen mit einem recht finsteren Gesichtchen ab, pflückte eine Hand voll Gras und Laub und warf es auf Kunzen, indem sie schnell vorbei sprang und in der Biegung des Felsenweges verschwand.

Die Andern folgten ihr nach und bald war Chiska noch allein auf dem Platze. Die sich verzehrende Glut des Feuers überfärbte ihre wilden zerstörten Züge mit einem blutrothen Schein, der ihr einen gräßlichen Anblick gab; ihre Augen stierten lange unverwandt in die glimmenden Kohlen, ihre ganze Gestalt schien versteinert. Dann wanderte sie mit abgemessenem Schritte dreimal langsam feierlich um die Brandstätte und murmelte für Kunzen unverständliche Worte. Dieser befand sich überhaupt in einem sonderbaren Zustande des halben Schlafes und halben Wachens; er konnte sich einer großen Müdigkeit nicht erwehren, die ihm wie Blei in allen Gliedern lag, seine Sinne gefangen hielt und ihm vorzüglich auf die Augenlieder drückte. Diese dünkten ihm verschlossen gewesen zu sein, und doch glaubte er die folgende Erscheinung wirklich gesehen zu haben, obgleich er auch Alles für einen Traum zu nehmen geneigt war. Es kam ihm nämlich vor, als sei Chiska während ihres Ganges um das Feuer allmälig größer, schöner und edeler geworden, so daß sie endlich als ein kolossales, majestätisches Weib mit hochernstem edelgebildeten Gesicht und prächtigem Wuchse vor ihm stand. Die Haube hatte sich in eine leuchtende Krone verwandelt, die vorhin be-

merkten Edelsteine waren flimmernde Sterne geworden. Ein Purpurmantel umfloß ihre Glieder, eine glänzende Zone aus lauter hellstrahlenden Diamanten gewebt umgürtete ihren gigantischen Leib. In der Hand hielt sie ein Zepter, das sie über den geheimnißvoll knisternden Kohlen schwang, und augenblicklich schlug eine große blaue Flamme hervor, die sich langsam in menschenähnliche Formen umzuwandeln begann. Endlich erkannte Kunz den Churfürsten, wie er Georgen von Bibenberg, der zu seinen Füßen lag, gnädig eine goldene Kette um den Hals hing. Das Bild trübte sich, doch gestaltete es sich bald zu einem andern. Herzog Wilhelm hing liebkosend am Nacken der schönen Katharina von Brandenstein, von ihren Armen umschlossen; im Hintergrunde lag die Herzoginn Anna bleich und abgehärmt am Boden und erhob mit flehenden Blicken ihre Hände zu ihm. Abermals verdunkelten sich die Gestalten und aus dem bläulichen Lichtwirrwarr sah er einen schönen Knaben neben einem schwarzen Manne hervortreten; in dem Ersteren erkannte er bald die Züge des kleinen Prinzen Albrecht, des jüngsten Sohnes des Churfürsten; der Letztere, der ihn furchtbar anblickte, war seinem Äußern nach ein Köhler. Chiska schwang wieder ihren Zepter, die Gestalten verschwanden und

ließen einen blutigen Schein zurück, in welchem das Weib selbst wie Duft verschwamm. Plötzlich war Alles finstre Nacht umher; Schweinitz schnarrchte neben Kunzen; die Eulen schrieen kläglich am Fuße des Berges. Kunz selbst warf sich unruhig auf dem Lager umher, dann aber überfiel ihn ein todtähnlicher Schlaf.

Kaum röthete der junge Morgen die ersten Wölkchen im Osten, als er emporgerüttelt seinen grämlichen Führer vom vorigen Abend vor sich stehen sah, der ihn zum Aufbruch ermahnte. Der Tag schien wieder nicht erfreulich werden zu wollen; rings sah Alles sehr nüchtern aus und bildete zu den Erscheinungen der Nacht einen starken Gegensatz. Schweinitz ermunterte sich auf vieles Zurufen, bat aber, da er seinen Herrn schon zur Reise fertig sah, um einen Imbiß.

„Dafür ist gesorgt,“ sagte der Alte und winkte ihm zu folgen. Es geschah; der Berg wurde von neuem erklettert und der Weg ging über die Felsen, die im Lichte des Morgens bei weitem nicht so gräßlich aussahen. Kunz, der zuletzt ging, fühlte sich, als er eben eine Klippe erklimmen wollte, von unten am Waffenrocke festgehalten; als er sich verwundert umsah, stand die schöne Estrella, in einen

langen Mantel gehüllt, ihm zur Seite. Der frische Morgen hatte ihre braunen Wangen mit einer noch höheren dunkeleren Glut übergossen. Ihre Augen leuchteten freundlich.

„Zieht ihr zum Ritter Wilhelm von Mosen nach Thamsbrück?" fragte sie leise.

„Allerdings, mein schönes Kind!" erwiederte der aus seinem düsteren Brüten über die Bilder der vergangenen Nacht erwachende Kunz. „Kennst du den Ritter?"

„Bringt ihm einen Gruß vom Tatermädchen, und sagt ihm, daß ich seiner gar oft gedächte, wenn er auch meiner vergessen habe."

Nach diesen Worten verschwand sie hinter dem Stein; Kunz aber stieg seinen Vorgängern nach. Auf einem bequemeren Wege gelangten sie über den lang nach Osten sich ausdehnenden Berg auf die Waldwiese, wo sie ihre Pferde angebunden fanden. Daneben lag Brot, Fleisch und ein Krug Wein, welches für den ewig eßlustigen Schweinitz der erfreulichste Anblick war. Kunz bot dem scheidenden Alten Geld zur Belohnung an; wurde aber wiederum von ihm mit Unwillen zurückgewiesen. Er wollte nicht einmal etwas vom Danke hören, und ehe sich's Kunz versah war er im Gebüsche verschwun-

den. Die Pferde hatten gutes Futter gehabt und trabten nun frisch dem Thale zu. Hier angelangt, sah Kunz den ihm wohlbekannten Frau = Venusberg vor sich liegen, von dem die Sage so viel Wunderbarschönes zu erzählen wußte, und den man mehr unter den Namen des Hörselberges in Thüringen kennt.

In einem südlich von diesem Berge sich ausdehnenden Thale stand auf einer kegelförmigen Höhe die Burg Scharfenberg, welche Apeln von Vitzthum gehörte. Sonst hatte jezuweilen auf dieser in einer der lieblichsten Gegenden Thüringens gelegener Veste Kunz frohe Tage zugebracht, aber seit des Landgrafen Friedrichs des Friedfertigen Tod hauste nur ein Burgvogt Apels einsam auf ihr. In einem am Fuße des Frau = Venusberges hart anliegendem Dorfe, Setinstedt oder Satanstedt genannt, das einst mit einem Nonnenkloster die Königinn Reynschwig von England zum Seelenheil ihres verstorbenen und im Berge im Fegefeuer verweilenden Gemahls erbaut haben soll, erfuhr Kunz viel von dem tollen Treiben und Umzügen der auf dem entgegengelegenen Berge hausenden Tatern, von ihrer Zauberei und mancherlei Teufelskünsten. Denn die Landleute meinten, daß diese Heiden und Gottes-

läugner Sturm und Hagel herbeischwören, die Sonne verfinstern und alle Landplagen hervorzaubern könnten. Gern gäbe man ihnen deshalb Lebensmittel und doch raubten sie zuweilen Vieh von den Edelhöfen in der Umgegend. Der Berg ihres Aufenthaltes heiße der Markberg und die Höhle führe von ihrer Gestalt den Namen des Backofenlochs. Die Tatern wären nur zuweilen einige Wochen darinne, dann zögen sie wieder fort und Niemand wisse wohin.

Kunz eilte nun auf ihm wohlbekannten Wegen nach seinen Besitzungen in Haina, Behringen und den umliegenden Örtern, um das Nöthige zu besorgen. Auch seinen Vögten war von der Heerde zuweilen ein Stück gestohlen worden, doch hatte man dem Thäter nicht auf die Spur kommen können. Der allgemeine Verdacht fiel auf die Tatern.

Noch am Abend desselben Tages langte Kunz auf seinem Ritterhause zu Thamsbrück an; unter den verschiedenen Edeln, die hier Besitzungen hatten, war Wilhelm von Mosen aus dem Vogtlande, der sich jedoch öfters in Thüringen aufhielt. Er war noch jung und unverheirathet und schon lange Kunzens Freund. Dieser eilte ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Dort fand er mehrere Ritter aus der

Umgegend versammelt, die er fast alle auf Herzog Wilhelms Hochzeit gesprochen hatte. Die Grafen Adolf und Sigismund von Gleichen, Herren zu Tonna, ein Paar Edele von Wangenheim, einige teutsche Herren von der Compthurei zu Negelstedt, ein Ritter von Melding und einige Vögte der nahegelegenen Rittergüter waren hierhergekommen, um sich über die schon erwähnten Räubereien in ihrem Gebiet und deren künftige Verhinderung zu berathen. Kunz wurde von Allen als einer der edelsten Thüringischen Ritter und persönlicher Freund der Meisten liebreich aufgenommen und mit in den Rath gezogen.

Die meisten Anwesenden stimmten dafür, die gefährlichen Tatern in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und zu verderben. Nur Einige, wahrscheinlich von Aberglauben und Furcht vor übernatürlichen Mächten angetrieben, widerriethen solch gewaltsames Verfahren. Kunz hütete sich etwas von seinem vornächtlichen Abenteuer und von seiner näheren Bekanntschaft mit den in Rede stehenden Leuten zu verrathen. Noch war seine Seele zu sehr von den wunderbaren Erfahrungen und Gesichten, die er in dem Kreise Jener erlebt und geschaut hatte, bewegt, als daß er zur Bekämpfung derselben seine Zustim-

mung hätte geben sollen. Er suchte den Andern vielmehr ebenfalls von diesem Plane abzurathen. Aber die Ritter waren über das Raubgesindel zu sehr erbittert und beschlossen einen Zug des morgenden Tages gegen die Abkömmlinge der ägyptischen Könige zu unternehmen; auch die Widerstrebenden wurden zu diesem Beschlusse mit beigezogen. Kunz fand zugleich Gelegenheit, mit seinen Plänen leise hervorzutreten. Die Meisten waren über Apel Vitzthums Unverschämtheit höchst aufgebracht und nicht abgeneigt Kunzen zu willfahren und über die Vitzthume und ihre Besitzungen herzufallen. Zu einer förmlichen Verbindung wollte Kunz noch mehrere Ritter abwarten, die er hierher eingeladen hatte.

Als sich die Gesellschaft empfohlen hatte, um Anstalten zum morgenden Zuge zu treffen, eröffnete Kunz seinem Freunde mit Verschweigung einiger Umstände die Ereignisse der vergangenen Nacht.

„Nun sagt mir, Mosen, in welchen näheren Verhältnissen steht ihr mit diesen Leuten, daß die schönste ihrer Töchter mir einen recht liebevollen Gruß an euch auftragen konnte?" schloß Kunz seinen Bericht und faßte den jungen Ritter dabei scharf in's Auge.

Ein leichtes Erröthen stieg im Gesichte desselben auf; dann antwortete er mit einiger Verlegenheit: „Es ist sonderbar, daß mich dieses wunderliche Geschöpf nicht vergessen kann! Laßt euch erzählen, woher diese Bekanntschaft kommt. Zu Anfang dieses Sommers erhielt ich auf meinem Sitze im Vogtlande ein Einladungsschreiben des Ritters Diez von Farnroda zu seinem Beilager. Er ist ein alter Freund von mir und ich versäumte nicht, zur bestimmten Zeit bei ihm einzutreffen. Viele Ritter, Frauen und Fräulein fand ich auf dem heiteren Feste beisammen. Unter den Letzteren zog mich die anmuthige Gestalt und die Fülle von Witz und froher Laune einer gewissen Bertha von Wangenheim vorzüglich an. Die gemeinsame Freude führte uns bald näher zusammen und unsre Unterhaltung wurde allmälig mehr als freundschaftlich. Aus ihren schönen blauen Augen, die für diese Farbe fast zu glänzend waren, las ich eine mir sehr erwünschte Zärtlichkeit für mich. Schon hatte ich den Vorsatz gefaßt, ihr meine Liebe zu erklären, als sich eine unbedeutende Begebenheit erreichte, die mich inzwischen doch von der Ausführung meines Vorsatzes abhielt. Es war am Abend des dritten Hochzeittages, wo der Besitzer des Schlosses seinen Gästen ein glän-

zendes Banquett gab. Die Gesellschaft war zahlreich und sehr vergnügt. Plötzlich entstand ein Drängen nach dem Eingange des Saales, Aller Augen waren dahin gerichtet. Die Neugierde trieb mich, ebenfalls zuzusehen, was die Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehme, da theilte sich die Menge von einander und in der Mitte wurde ich eines wunderlieblichen Mädchens ansichtig, die sich mit vielem Anstande nach allen Seiten hin verneigte. Sie selbst brauch ich euch nicht näher zu beschreiben, da ihr sie kennen gelernt habt; es war Estrella. Nur von ihrem unvergleichlich schönen Anzuge und von der Ursache ihres Erscheinens laßt mich einige Worte reden. Ihr dunkeles glänzendes Haar war auf der Höhe des Scheitels zu einer Krone zusammengebunden, aus derselben hingen vier Flechten auf den Rücken herab, die sich in vollen Locken endigten. Ihren reizenden Leib umschloß ein kurzes knappes Gewand von schwarzem Sammt, das ihren füllreichen Wuchs in seiner herrlichsten Vollendung zeigte. Jede Form desselben trat so abgerundet und üppig hervor, daß sie selbst den weniger Sinnlichen eine Lüsternheit abzulocken im Stande war. Das Kleid war mit goldenen darein gestickten Sternen übersät. Ihre vollen braunen Arme waren mit goldenen Arm-

bändern köstlich geziert, an jeden ihrer zierlich gebildeten Finger glänzte ein goldener Reif. Das kurze Kleid zeigte die niedlichste Wade, die je eines Mannes Auge erblickte; blendend weiße Strümpfe erhöhten die Pracht eines Paars Strumpfbänder, die mit blitzenden Edelsteinen besetzt waren. Leichte rothe Schuhe bedeckten den kleinen Fuß. Mit einiger Schüchternheit war sie von zwei andern ihr ähnlich doch nicht so kostbar gekleideten Mädchen geführt in den Saal eingetreten, bald aber warf sie unbefangen ihre freundlichen brennenden Blicke umher und musterte Jeden ihrer Umgebung. Ich muß euch gestehen, daß mich der Anblick dieses seltsamen Mädchens mit einer süßen Beklommenheit erfüllte; meine gierigen Augen verschlangen das holde Wundergebilde. Plötzlich flammte ihr Blick auf mich und hing einige Zeit mit Wohlgefallen an mir. Der Herr des Hauses war indessen zu ihr getreten, um sie nach ihren Wünschen zu befragen; sie führte ihn bei Seite, um ihm dieselbe heimlich zu eröffnen. Aller Augen folgten ihr. Gleich darauf kehrte sie zurück, winkte ihren Gefährtinnen mit der Hand, und verbeugte sich noch einmal. Die beiden andern Mädchen holten einen Triangel und ein Tamburin herbei und fingen damit an eine einfache aber höchst angenehme Musik

aufzuführen, die wegen ihres heiteren fast lustigen Charakters gefallen mußte. Nach dem Takte der Instrumente tanzte Estrella mit der höchsten Zierlichkeit und bewundernswürdigsten Schnelligkeit der Füße nach morgenländischer Art. Ihr ganzes Wesen schien sich in Anmuth und Liebreiz aufzulösen. Wie wollte ich euch die geschickten Wendungen, Stellungen, Sprünge und Tritte beschreiben können, mit denen sie alle Gäste entzückte! Ihre Arme waren stets nach oben im Halbkreis erhoben, mit den Händen schlug sie in den Takt der Musik einstimmend bald schneller bald langsamer die Castanietten. Die ganze Art und Weise des Tanzes war um so überraschender, weil sie uns Allen fremd war. Als sie geendet hatte, rauschte ihr allgemeiner Beifall zu. Ich trat ebenfalls hinzu, ihr mein Lob zu spenden; da trafen ihre Augen wieder auf mich, ein holdseliges Lächeln stieg in ihrem Gesichte auf und mir allein nickte sie recht freundlich zu. Wirklich fühlte sich meine Eitelkeit durch diese Auszeichnung dermaßen geschmeichelt, daß ich näher zu ihr trat und sie um ihren Namen befragte. Mit der reinsten Silberstimme antwortete sie: „Ich heiße Estrella, willst du mich besuchen, schöner Ritter, so komm Mitwochs und Sonnabends früh an den Fuß des vorderen Mark-

bergs, wo die Fahrt nach dem Ruhlathale durch das Gebirg geht." Das Letztere sagte sie so leise zu mir, daß ihre Begleiterinnen es nicht verstehen konnten. Betroffen über diesen sonderbaren Antrag trat ich wieder einige Schritte zurück. Und sogleich begann sie mit ihren Gefährtinnen in Verbindung einen neuen Tanz. Sie schien darin gleichsam die Sonne zu sein, die Andern die dieselbe umgehenden Monde. Nach diesem Tanze begann sie einen zauberisch schönen Gesang. Ihre Stimme hatte eine Stärke, Lieblichkeit, Geschmeidigkeit und war doch wieder so zart, süß und wohlklingend, daß ich eine Fee vor mir zu sehen glaubte. Den ganzen Abend unterhielt sie uns höchst angenehm abwechselnd mit Tanz und Gesang. Bei jedem Ruhepunkt schien es mir, als ob mich ihre feurigen Augen suchten und wie mit Ketten zog es mich jedesmal zu ihr hin. Und immer richtete sie ihre Worte an mich; bald fragte sie nach der Braut, bald nach irgend einem Ritter oder einer Dame, und als ich ihr abermals mein großes Wohlgefallen an ihrem Tanz und Gesang zu erkennen gab, faßte sie mich kindlich freimüthig bei der Hand, blickte mir lächelnd in die Augen und sagte sanft: „Ritter, dein Beifall gilt mir mehr, als der der ganzen Menge; er ist mir der schönste Lohn." Einige Zeit

fragte sie auch mit demselben Tone: „Bist du mir gut, Ritter?“ und als ich ihr dieses unverholen doch erröthend bezeugte, ward sie noch froher, lachte, und tanzte dann den nächsten Tanz mit noch größerer Leichtigkeit und Anmuth. „Aber sieh,“ sagte sie nach Beendigung desselben zu mir, „jenes schöne Fräulein dort wirft recht zornige Blicke auf uns; sie ist gewiß deine Geliebte. Drum geh nur und sprich nicht mehr mit mir,“ setzte sie schmerzlich hinzu, „sie wird dir sonst gram und das thut mir weh; denn ich muß dir recht zugethan sein, und müßte mich dann über deine Betrübniß selbst betrüben.“ Ich sah nach der Stelle, die sie mit den Augen bezeichnete, und erblickte wirklich Bertha von Wangenheim uns mit finsteren Mienen betrachtend. Estrellas Zauberreiz hatte mich zeither an ihre Seite gebannt und in der That Berthas, so liebenswürdig auch diese war, vergessen gemacht. Als sich Bertha von mir beobachtet bemerkte, drehte sie sich mit Verachtung im Gesichte um. Ich wagte nicht, mich ihr zu näheren, denn mein Gewissen machte mir über mein Betragen gegen sie Vorwürfe, auch blieb ich wirklich lieber bei Estrellen, so sehr sie mich auch antrieb, Bertha zu versöhnen. Erst als ich ihr die Versicherung gab, daß jene Dame nicht meine Geliebte sei, stellte

sie sich zufrieden und bat mich nun sehr zärtlich, sie ein Stück Wegs zu begleiten. Schon konnte ich ihr nichts mehr abschlagen, und flüsterte ihr zu, daß ich, um nicht aufzufallen, mich unbemerkt vorher aus der Gesellschaft entfernen und sie am Abhange des Berges erwarten wolle. Wonnestrahlend neigte sich ihr Haupt zu mir, und ich schlich dann heimlich von dannen. Das Mädchen hatte mich wie bezaubert; als ich in die kühle Nachtluft trat, fühlt ich erst recht deutlich die brennende Glut meines Gesichtes. Nicht lange ließ sie mich warten. Ich bemerkte, daß mehrere junge Ritter sie begleiten wollten, aber standhaft lehnte sie solches ab, und war dann mit einigen flüchtigen Sätzen bei mir, erfaßte meinen Arm und sah mir recht zutraulich in's Gesicht. Der volle Mond webte seinen stillen Glanz um ihre Gestalt und lieh ihr einen neuen Reiz; die lauen Sommerabendlüfte spielten mit ihren Locken; süße Düfte strömten aus dem Thale uns entgegen; die Sternlein blickten so hold vom dunkelblauen Himmel herab auf sie; das schöne Thal schwamm in lichtgrauem Nebel, und als wir weiter wandelten, ragte im Hintergrunde desselben die Burg Scharfenberg abenteuerlich in den nächtlichen Himmel. Alles kam mir an ihrem Arme so reizend und entzückenvoll vor, wie ich es noch

nie gesehen zu haben wähnte. Als wir nun so leise wie Geister über die vom Thau der Nacht benäßten Wiesen hinschlüpften, schien es mir fast als berührte ihr schwebender Fuß kaum die Spitzen der Grashälmchen; wenn ich nicht den warmen Hauch ihres Athems, der lieblich mein Gesicht überstreifte, und den zärtlichen Druck ihrer weichen Hand zuweilen gefühlt hätte, fürwahr ich hätte nicht angestanden, sie für ein ätherisches überirdisches Wesen zu halten. Nachdem wir einige Zeit schweigend, ich von ganz eigenen Gefühlen übermannt, fortgewandelt waren, sah sie mich wieder recht freundlich mit Blicken an, die sich mir in das Innerste der Seele stahlen, und fragte leise halb schüchtern: „du bist doch nicht böse, Ritter, daß ich dich überredet habe, mich zu begleiten? Gehst du gerne mit mir?“

„Zweifle daran nicht, Estrella,“ antwortete ich und suchte ihr dadurch, daß ich meinen Arm um ihren Leib schlang und sie an mich drückte, die Wahrheit meiner Aussage zu bestätigen. Ihr Herz klopfte hörbar an dem meinigen. „Wie könnte ich dir böse sein, da du mich gerade mit deiner Gunst beglückst?“

„Als ich dich sah,“ fuhr sie halb ernst, halb scherzend und lachend fort, „da war mir's gleich gar

süß und bänglich zu Muthe, und ich fühlte, daß ich dir mein Herz schenken müsse. Und was Estrella fühlt, das sagt sie auch." Alles dies sprach sie mit einer Kindlichkeit und unbefangenem Muthwillen, daß ich mich von Entzücken überwältigt zu ihr niederbeugte und mein Herz in einem langen würzigen Kuß auf ihre schwellenden Rosenlippen ergoß. Mit Feuer wurde er erwiedert. Der an uns hinströmende Bach sang sein leises liebes Geschwätz dazu und das Rauschen der Bäume stimmte mit ein, als wollten sie uns ein Lied von Liebe singen aus den Märchen der alten Zeit.

„Aber wie heißt du lieber Ritter, und wo wohnst du?" fragte sie freundlich, als sie sich sanft aus meiner Umarmung losgewunden hatte. Ich nannte ihr meinen Namen und meinen hiesigen Wohnort; dann nahm sie mir noch einmal das Versprechen ab, sie nächsten Sonnabend zu besuchen. Sie selbst wollte mich gegen Abend erwarten. Nach zärtlichen Küssen schied ich von ihr, und sah ihr noch lange nach, bis sie mit ihren Begleiterinnen im Nebel der Mondnacht und dem Gebirge verschwand. Im Widerstreite mit mir selber eilte ich dann flüchtig nach dem Schlosse zurück. Niemand außer Bertha hatte mich vermißt; sie aber strich mit stolzen Schritten

an mir vorüber und sagte höhnisch: „der späte Spaziergang wird euch doch nichts schaden? Doch ihr habt gewiß Unterricht im Tanzen genommen?“ Und eh ich mit der Antwort fertig war, entfernte sie sich schnell, um sich zur Ruhe zu verfügen.

Als ich am andern Morgen erwachte, war mein Blut weit kälter geworden. Es kam mir wirklich vor, als hätte mich am vergangenen Abend eine Fee bestrickt und in unwürdige Bande geschlagen; ich erinnerte mich der mancherlei Gerüchte und Sagen, die ich früher von diesen Tatern vernommen, daß sie Liebestränke brauten und mit Blicken und heimlichen Zauberworten es einem anthun könnten, und immermehr kam ich in Versuchung zu glauben, daß etwas Ähnliches mit mir vorgefallen sei, wenn ich meinen wunderbar bewegten Zustand des vorigen Abends mir in's Gedächtniß zurückrief. Dabei fühlte ich, daß ich Bertha wirklich liebe und ihr durch mein Betragen großes Unrecht zugefügt habe. Kurz ich fing an meine Vernunft zu gebrauchen, die mir das Unwürdige dieser Fesseln, in die ich mich hatte schlagen lassen, recht klar vor die Seele führte. Mit dem festen Entschlusse bei Bertha nach Kräften wieder gut zu machen, was ich bei ihr verdorben hatte, und Estrellen mein Wort hinsichtlich eines Besuches

bei ihr, nicht zu halten, suchte ich die erstere auf, aber sie blieb kalt gegen mich und reiste noch an demselben Morgen zu meinem Verdrusse ab. Ohne mich dadurch abschrecken zu lassen, machte ich ihr nach einigen Wochen meine Aufwartung. Zwar hatte sich ihr erster Zorn besänftigt; denn er machte sich, nachdem ich schon milder empfangen worden war, in Worten Luft. Die schöne Bertha überhäufte mich mit Vorwürfen, sobald ich es gewagt hatte, ihr eine Silbe von Liebe vorzusagen; aber sie gewann durch ihre finstern Mienen neue Reize für mich. Mich als einen reuigen Sünder bekennend flehte ich um Gnade, Vergebung und neue Aufnahme in ihre Gunst; zugleich eröffnete ich ihr mein brennendes Verlangen, sie bald als mein eheliches Weib heimführen zu dürfen. Sie reichte mir die Hand; eine Thräne glänzte in ihrem Auge, die ihre Reize so erhob, daß ich nicht begreifen konnte, wie ich solch einen Engel einem braunen Tatermädchen nur einen Augenblick hatte nachsetzen können. Bertha gelobte mir Verzeihung an, wenn ich mich im Laufe dieses Jahres derselben würdig machte, und mit jungfräulicher Schaamröthe in dem edeln Gesichte gestand sie mir ihre Neigung und den gränzenlosen Schmerz, welchen sie gerade an jenem Abende, dessen vorhergegan-

gener Tag die Blüthen ihrer Liebe zu mir erst recht erschlossen, über mein Betragen empfunden habe. Seit jener Zeit hegt Bertha eine unbezwingliche, ich möchte fast sagen, grausame Abneigung gegen jene Tatern, und da nun im Laufe dieses Sommers so häufig Diebstähle vorgefallen sind, als deren Urheber man allgemein jene Leute nennt, so hat Bertha vorzüglich den feindlichen Zug, den wir morgen gegen sie zu machen gedenken, zu veranstalten gewußt. Meinem Vorsatze bin ich treu geblieben und nicht nach dem Markberge geritten; aber ich versichere euch Kunz, weil ihr mein Freund und verschwiegen seid, daß es mich große Mühe gekostet hat. Denn allmälig schlich sich das Bild des reizenden braunen Mädchens wieder in mein Herz und so sehr ich auch bemüht war, mir selbst glauben zu machen, daß ich nichts für sie fühle, so straften mich doch meine ewige Unruhe, meine schlaflosen Nächte und die stete Versuchung, ihr dennoch einen Besuch zu machen, Lügen. Mit mir selbst im Kampfe habe ich die Zeit verlebt, und mein unerträglicher Zustand verließ mich nur in Berthas Nähe. Nun und nimmermehr aber würde ich mich zu dem morgenden Zuge verstanden haben, wenn mir nicht Bertha, vielleicht mein Inneres ahnend, durch Ausführung desselben und Ver-

treibung der Tatern völlige Verzeihung und ihre Hand sogleich nach vollbrachter That gelobt hätte. Ihr seht, es ist mir keine Wahl gelassen, und ob ich gleich nicht ohne Grausen daran denken kann, so bin ich doch entschlossen, meinem Schicksale zu folgen. Euch aber, als meinen vertrauten Herzensfreund, ersuche ich inständigst, mich zu begleiten, damit mir, allein unter allen den Menschen, die nicht wissen, was in mir vorgeht, der Weg nicht gar zu sauer wird."

„Obgleich ich auf der einen Seite in den Augen jener Leute als ein höchst Undankbarer erscheine, der ihnen ihre an mir bewiesene Gastfreundschaft so schlecht belohnt," erwiederte Kunz, „so muß man sie auf der andern doch als Diebe verfolgen. Und dennoch würde ich mich sicher nicht zu dem Zuge entschließen, wenn ich euch nicht dadurch eine Liebe zu erzeigen gedächte. Ich sehe selbst ein, daß ihr die schöne argwöhnische Bertha zufrieden stellen müßt." Spät in der Nacht gingen die Ritter erst von einander. Wilhelm hatte Kunzen freundschaftlich gelobt zur Stürzung Apel Vitzthums alle seine Bekannte in Thüringen aufzubieten und zur Vereinigung der Fürsten möglichst mit zu wirken.

Am Morgen des folgenden Tages brachen die Ritter auf, um an den Versammlungsort Wangenheim zu eilen. Dort fanden sie schon die Meisten mit ihren bewaffneten Vögten. Doch verstrich der Vormittag, eh es zum Aufbruch kam. Man hatte bis zur Gegend des Markbergs an sechs Stunden, deshalb stand die Sonne schon im Westen, als sie dort anlangten. Es waren an dreißig bewaffnete und berittene Leute. In dem vor dem Berge gelegenen Dörfchen Seebach erfuhren die Ritter, daß es unmöglich sei den Berg mit Pferden zu besteigen. Kunz hatte das schon Wilhelm von Mosen gesagt. Man entschloß sich demnach zu Fuße die weitere Wanderung anzutreten. Kein Landmann wollte sich zum Führer hergeben, soviel auch die Ritter für solchen Dienst boten; die Leute scheuten sich sogar aus Furcht vor der übernatürlichen Macht der Tatern, ihnen die Gegend der Höhle anzuzeigen. Im Vertrauen auf ihren Muth und ihre Anzahl machten sie sich demnach auf, um selbst den Schlumpfwinkel aufzusuchen, und um diesen sicher aufzufinden, vertheilten sie sich in einzelne Gruppen; das Schießen mit den langen Büchsen, die sie bei sich führten, sollte für die Andern das Zeichen sein, schnell nach dem Orte zu kommen, von wo aus die Schüsse

gehört würden. Unterdessen hatte sich der Himmel verfinstert und ein schweres Gewitter war im Anzug. Das hohe ehrwürdige Haupt des Inselberges war in schwarze Wetterwolken gehüllt; schon hallte der Donner dumpf in den Bergen wider. Die Landleute, welche an den Anhöhen verweilten und vom Vorhaben der Ritter Nachricht erhielten, flohen erschreckt nach Hause zu. Einige riethen sogar den Rittern dringend ab, indem sie versicherten, daß die alte Hexe gewiß dieses Wetter zu ihrem Verderben herbeigezaubert habe. Doch durch nichts ließen sich diese abhalten. Der Fuß des steilen Berges war erreicht, eine ängstliche Stille herrschte in dem dichten Gehölz. Nur hie und da flog eine scheue Waldtaube oder eine Eule auf. Kunz von Kauffung und Wilhelm von Mosen erstiegen mit ihrer Abtheilung von der westlichen Seite die Höhe. Langsam schritten sie vorwärts, von den Leuten gefolgt. Der Himmel war immer finsterer geworden und in dem dichten Gehölze, das sein welkes Laub erst abzuwerfen anfing, war es fast Nacht. Nur einzelne Blitze zeigten ihnen einen Durchgang durch die verwachsenen Hecken. Der Donner prallte immer heftiger an die Höhen, ein langer allmälig verzitternder Widerhall folgte ihm nach. Schweigend stiegen die

Ritter immer höher. Plötzlich zuckte ein gräßlich flammender Blitz, der ganze Wald stand im Feuer, ein fürchterlicher Donnerschlag folgte augenblicklich. Geblendet und betäubt stürzten sie zu Boden. Als sie wieder zu sich selbst kamen, war dicht neben ihnen eine mächtige Rieseneiche zersplittert, und vor ihnen stand ein kleiner ältlicher Mann mit widrig verzogenem schwarzbraunen Gesichte, in welchem die Muskeln wunderbar fibrirten. Kunz erkannte in ihm sogleich seinen Führer.

„Was sucht ihr? Was wollt ihr hier?" fragte er mit einer schneidenden Stimme.

„Euch verderben, ihr Diebsgesindel!" brüllte Jobst von Stotternheim, ein Vogt der Edeln von Wangenheim und der Unerschrockenste in der ganzen Schaar.

„Wir haben Niemandem etwas gestohlen," erwiderte der alte Tater, „auch Niemanden beleidigt im ganzen Lande; du weißt am besten wer gestohlen und auf wessen Geheiß. Drum ziehet nur ruhig wieder ab und laßt unschuldige Leute in Frieden."

„Wie? Was? alter Schurke!" schrie Jobst außer sich und drückte seine Büchse auf ihn ab. Laut dröhnend hallte der Schuß in dem Holze wider. Hohnlachend warf der Tater Jobsten die Ku=

gel wieder zu, die er in der Hand hielt, und sagte grinzend: „Du elender Dieb, der du selbst das Vieh gestohlen; nicht einmal deiner Kugel will ich dich berauben." Dann wandte er sich zu Kunzen und sagte: „Und ihr kommt auch uns zu ermorden?" Ein neuer Blitz, ein neuer noch gewaltigerer Donnerschlag unterbrach seine Rede. Wiederum waren Aller Augen geblendet, und als sie wieder sehen konnten, war der Alte verschwunden.

Von unten herauf und von der östlichen Seite her eilten jetzt die andern Ritter, von dem Schusse herbeigerufen. Manchem graute vor dem weiteren Aufwärtsdringen, doch wollte es Keiner dem Andern gestehen. Sie ermuthigten sich demnach und stiegen in Haufen wieder bergauf. Aber schneller schlängelten die Blitze um sie her, unaufhörlich heulte der entsetzliche Donner, ein heftiger Gewitterregen ergoß sich stromweise auf sie, machte das Erdreich des Berges glitschrig und erschwerte das Hinaufklimmen. Mitten in diesem gräulichen Wetter saußte ein Hagel von Felsblöcken ihnen entgegen, Büchsen knallten und ein sinnverwirrendes Geheul ertönte von oben herab. Sogleich stürzten Mehrere von den Steinen errafft oder den Kugeln getroffen und rollten bergab, Andere glitten erschreckt aus,

stürzten nach und zerschlugen sich die Glieder an den Bäumen. Unter den Ersteren sah Kunz auch Wilhelm von Mosen an seiner Seite fallen. Ehe sich die Übrigen noch besinnen konnten, geschah ein zweiter Angriff auf sie; abermals rollten ungeheure Steine mit schrecklichem Geprassel auf sie herab, abermals knallten die Gewehre, abermals stürzten die Meisten. Nur Wenige vermochten sich auf den Beinen zu erhalten, die, so gut es anging, eilig die Flucht ergriffen. Doch gelangte nicht Einer hinab, ohne heftig gestürzt und sich im Fallen mehr oder minder bedeutend verletzt zu haben. Dazu heulte der Sturm wie schadenfroh sein ohrzerreeissendes Lied und die Blitze beleuchteten die verwirrte zerstörte Scene. Auch Kunz war von einem Steine getroffen besinnungslos zu Boden gestürzt und eine Strecke gefallen. Als er aus seiner Betäubung erwachte, fühlte er sich an Arm und Schulter verwundet; auch das Gesicht war im Fallen beschädigt worden. Vom Regen, der noch immer heftig strömte, war er ganz durchnäßt. Der Abend hatte schon die Gegend umflort und der Donner rollte nur noch fern. Todtenstille herrschte übrigens ringsumher. Mühsam raffte er sich auf und froh noch ganze Glieder zu haben, schlich er leise und langsam wie-

der nach Westen, um dort am sanften Abfall des Berges einen bessern Weg in das Thal zu finden. Ohne weiteren Anstoß langte er mit der Nacht im Dorfe an und fand in dem Hause eines Hintersiedlers, wo man die Pferde gelassen hatte, ohngefähr die Hälfte der Gesellschaft trübe und verstimmt und mit dem Verbinden ihrer Wunden beschäftigt, beisammen. Mosen war nicht unter ihnen. Alle waren sehr unschlüssig, was sie beginnen sollten. In der finsteren Nacht, bei den unaufhörlichen Regengüssen, an dem steilen Berge, auf unsicherem Wege, im dichten Gehölze ihre Gefährten zu suchen, war nicht möglich. Das Häuflein war zu gering, die Meisten waren des freien Gebrauchs ihrer Glieder beraubt und überdieß mußte man einen neuen Angriff der fürchterlichen Leute besorgen. Es war nichts zu thun, als Jene ihrem Schicksal zu überlassen. Kunz allein wollte wieder aufbrechen, um seinen Freund aufzusuchen, aber er hätte den neugierig sie umstehenden Thalbewohnern die Schätze des Erdbodens bieten können, es hätte ihn keiner in dieser Nacht und nach diesem Vorfall mit einer Leuchte begleitet. Da wollte er allein hinauf. Aber des Weges unkundig und von den Andern zurückgehalten mußte er endlich bleiben, zumal da die eigenen Schmerzen

und die Verblutung seiner Wunden Pflege und Verband erforderten. Eine unfreundliche für Alle schlaflose Nacht folgete dem mißlungenen Angriff auf die Ägyptier. Die meisten Ritter glühten vor Zorn und Rache gegen sie, machten ihrer Wuth durch Schimpfen und Schelten Luft, und schwuren bei allen Heiligen, Alles aufzubieten um diese Natterbrut zu vertilgen. Als der Morgen anbrach, war Kunz schon auf den Beinen, fest entschlossen seinen Freund aufzusuchen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Die Andern folgten, obgleich bei weitem nicht mit der Entschlossenheit, welche ihre früheren Großsprechereien voraussetzen ließen. Nur Wenige waren zu einem neuen Kampfe wirklich geschickt. Schon unterwegs begegneten ihnen mehrere der Vermißten, welche in der Finsterniß der Nacht nicht den gefährlichen Weg zurück hatten antreten mögen. Im Walde selbst wurden wieder Einige gefunden, und nachdem ihre Wunden verbunden waren, schlossen sie sich der Hauptgesellschaft an. So fanden sie sich allmälig zusammen; nur Einige fehlten noch, und unter diesen war Mosen. Vergebens durchirrten sie die steile Höhe, vergebens ließen sie seinen Namen laut erschallen, nur das Echo der Berge gab ihnen denselben zurück. Auf der Kampfstätte

fanden sie Jobst von Stotternheim, der den Angriff gemacht hatte, todt von Schüssen getroffen und mit Steinen bedeckt. Außer ihm war keiner auf dem Kampfplatze zu finden. Auch von den Tatern ließ sich Niemand blicken. Dadurch muthiger gemacht stiegen sie höher, und da Kunz die Richtung wußte, in welcher er die Höhle wahrscheinlich finden konnte, so lenkte er seine Schritte eilig dahin. Nach langem Suchen entdeckte er den Zugang nach ihr. Auf der Stelle, wo er geschlafen, lagen drei, die am schwersten verwundet waren. Sie erzählten, wie die Tatern, nach der Flucht der Ritter, sie mit Fackeln aufgesucht und hierher gebracht, die Weiber sorgsam ihre Wunden ausgewaschen, mit einem kostbaren Balsam bestrichen und verbunden hätten; auch wäre ihnen Speise und Trank gereicht und das weiche Lager bereitet worden. Vorzüglich habe sich die Schönste von den Mädchen viel mit Wilhelm von Mosen zu schaffen gemacht, welcher stark am Kopf verwundet und besinnungslos gewesen sei. Nach Mitternacht hätten sich sämmtliche Tatern zur Abreise angeschickt. Einen Vorrath von Speise und Wasser, der noch neben ihnen lag, hätten sie zurück gelassen, dann hätte Jeder sein Bündel auf den Rücken genommen; Viere aber auf einer aus

Baumzweigen geflochtenen Tragbahre den Ritter Mosen auf den Schultern getragen, und mit brennenden Fackeln versehen, wären sie bergauf gezogen.

Alle waren nun wieder beisammen bis auf Wilhelm, den Kunz am meisten suchte. Aber jede Nachforschung wäre vergebens gewesen; denn Niemand konnte die Richtung ihres Weges in's Gebirge ahnen, den sie gewiß auf unbetretenen Pfaden gemacht, noch waren vielweniger die neuen Schlupfwinkel ausfindig zu machen, in die sie sich zurückgezogen hatten. Kunz vertraute auf Estrellas Liebe zu seinem Freunde und hoffte, sie werde zu seiner Heilung und Pflege gewiß das Möglichste thun. Mit dem Gebliebenen beladen traten sie den Rückweg an. Im Dorfe wurde er begraben; dann zerstreuten sich Alle. Kunz ritt nach Thamsbrück zurück, um dort ruhig den Ausgang dieser traurigen Begebenheit und die eingeladenen Ritter zu erwarten. —

Als Wilhelm von Mosen aus seiner langen Ohnmacht erwachte, warf er verwundert seine Blicke umher. Über ihm und nach allen Seiten sah er nichts als das blaue Himmelsgewölbe, weit hin ausgedehnt. Er lag auf einer Tragbahre auf weichem Moos und mit warmen Decken umhüllt. Als er

sich in die Höhe richtete, erblickte er zu seinen Füßen ein weibliches Wesen knieend, die auf sein Geräusch den Kopf erhob. Estrellas schöne Augen leuchteten ihm entgegen, aber sie waren von Thränen feucht. Um ihren Mund spielten die Züge tiefer Wehmuth und eines innern Schmerzes; ihre Wangen waren bleich; ihr Anzug verstört. Mit den Händen hielt sie seine Füße umspannt und die volle warme Brust hatte sie auf ihn gepreßt, um ihn vor Erkältung zu schützen, denn der Morgen war frisch und die Herstluft strich kalt über die Höhe. Als sie bemerkte, daß er erwacht sei, winkte sie ihm, sich ruhig zu verhalten; dann legte sie den Zeigefinger ihrer kleinen Hand auf den Mund, zum Zeichen, daß er schweigen solle. Erst jetzt bemerkte Wilhelm, daß sein Kopf verbunden war; er entsann sich des Augenblickes, wie er an denselben getroffen gestürzt sei. Was weiter mit ihm vorgefallen und wo er sich jetzt befinde, war ihm unerklärlich. Die Schwäche überkam ihn und er sank mit dem Kopf wieder auf die weichen Decken zurück; Estrella sprang zu einem daneben brennenden Feuer, goß aus dem daran stehenden Gefäß ein Getränk in einen Becher und führte solches mit der rechten Hand zu seinem Munde, indem sie mit der Linken leise unter seinen

Kopf griff und ihn behutsam in die Höhe hob. Wilhelm trank; wie ein warmes süßes Lebensöl ergoß sich die Flüssigkeit in seine Adern, so daß er sich plötzlich gestärkt fühlte. Dabei glänzten Estrellas Augen, mit Thränen gefüllt, so wehmüthig und doch freudighell, ihre Mienen drückten die ängstlichste Sorgfalt um ihn und die himmlischste Güte aus, daß Wilhelm das Herz in Wonne aufging. Der Hauch des Morgens spielte mit ihren schwarzen Locken und küßte ihr den Mund noch purpurner; bang und freudig zugleich, daß sie den geliebten Jüngling vom Todesschlaf erwacht und doch noch nicht außer Gefahr sah, wogte der volle entblößte Busen. Ihr würziger warmer Athem überfächelte des Ritters Gesicht; gierig trank er ihn aus ihrem Munde. In diesen Zügen war kein Falsch, lauerte keine Tücke, brannte keine begehrliche Lüsternheit; dies Naturkind konnte nicht lasterhaft sein. Verschwunden war in Wilhelms Seele plötzlich der trügliche Wahn vor den süßen unschuldigen Blicken des holden Kindes, wie der Nebel schnell vor den Strahlen der reinen Sonne flieht; er schämte sich vor ihr, vor sich selbst, daß er sie im Herzen solch böser That beschuldigt, und gerührt über ihre Sorgfalt ergriff er ihre kleine

weiche Hand und zog sie an seine Lippen. Willig überließ sie ihm dieselbe und lächelte liebeentzückt, indem noch mehr Thränen ihren Augen entstürzten.

„Wo sind wir?“ fragte er sie leise, und mit holder weicher süßtönender Stimme antwortete sie: „Auf des Gebirges höchster Höhe, dem Inselsberge; hier sind wir sicher vor unsern grausamen Verfolgern.“

Der liebevolle Ton ihrer Stimme rührte Wilhelm fast zu Thränen; denn er war ja auch einer von jenen Grausamen, und ihre Hand noch einmal küssend, blickte er sie bittend an und stammelte: „Verzeih mir!“

„Dir ist schon verziehen,“ weinte das Mädchen, „du Lieber, wurdest ja verführt, hintergangen und überredet. Wir haben keinen Groll gegen dich, am wenigsten ich. Estrella hat wohl viel geweint, daß du ihrer vergessen, aber böse war sie dir nicht.“ Ein Strom von Thränen hemmte ihre Stimme; Wilhelms Herz mochte vor Reue und Wehmuth zerfließen. Thränen näßten auch seine Augen. Da kam die Kraft der heilige Liebe über ihn; rasch erhob er sich, schlang kühn seine Arme um ihren reizenden Leib, und Brust an Brust gepreßt suchte sein Mund den ihrigen, und sie fanden

sich und in langem innigen Kuße zitterten ihre Geister zusammen. Eben tauchte die Sonne, ein großer feuriger Ball, aus dem Glutmeere im Osten herauf, der Horizont flammte weithin in Carmosin und Purpur, und vergoldete durch zarten Widerschein die Thränen des Schmerzes und der Freude in den Augen des sich umschlungen haltenden Paares und die ihnen gleichenden tausend Perlen des Thaues auf den Halmen der Gräser und der Blumen. Lichtgelbe Wölkchen tanzten oben durch das reine Blau der weiten Wölbung; höher rollte die Feuerkugel herauf und schoß ihren ersten Strahl nach dem ragenden Gipfel auf die im Übermaß des Entzückens schwelgenden Kinder der Liebe. Himmel und Erde erglühten im heiligen Glanze, der sich im Antlitz der Glücklichen abspiegelte, die Nebel schwanden in den Thälern und weit, weithin thaten sich lachende Fluren, Berge und Thäler, Wälder und Wiesen, freundliche Dörfer und Städte den trunkenen Blicken auf; die ganze Natur schien in heiliger stiller Weihe diese Augenblicke zu feiern.

„Holdes Mädchen! Ja dich lieb ich allein innig und wahrhaft!" rief der junge Ritter endlich und vergrub sein Gesicht in der Fülle ihres wallenden Busens; schweigend aber richtete sie ihr volles

glänzendes Auge hinauf in die heitere Bläue und umspielt von dem vollen Lichte der Morgensonne glich sie einer Verklärten. Verschwunden waren vor Wilhelms Geiste die Schranken seines Standes und aller Menschensatzungen; er war nicht mehr der Ritter aus uraltem Geschlecht, nicht der Besitzer reicher Güter, nicht der Gefährte kühner stolzer Kriegshelden: ein Sohn der Natur war er geworden, ein freier glücklicher Mensch ohne Namen, ohne Geburt und in Allem gleich der reizenden braunen geliebten Estrella. Das Mädchen aber drückte sein Haupt wieder auf das Lager zurück, überströmte ihn mit einer Fluth der zärtlichsten feurigsten Küße, sprang dann munter auf die Füße wie ein flüchtiges Reh, hüpfte und tanzte um das Lager herum, lachte und sang, Alles in einem fort. Dann stürzte sie wieder zum Becher und tränkte ihren Geliebten mit dem stärkenden Gebräu. Küße, Blicke, Händedrücke und Umarmungen wechselten mit einander ab. Wilhelm fühlte sich von Minute zu Minute wohler. Die Liebe goß ihm mit dem heilenden Safte Stärke in die Adern, die Liebe bettete ihn warm und weich, die Liebe pflegte ihn zart und sorgfältig, wie hätte er nicht in wenigen Stunden genesen sollen? Der Tag wurde nach dem Sturme

der Nacht milde und freundlich, seine linden Lüfte erquickten Wilhelms Brust und erfrischten sein äußeres Leben, wie sein inneres durch Estrellas Zärtlichkeit gestärkt wurde. Nach einigen Stunden fühlte er sich so erkräftigt, daß er anhaltend mit dem süßen Mädchen kosen konnte.

„Wie sehr mag es dich gekränkt haben, holdes Wesen," redete er zu ihr, „daß ich wortbrüchig nicht deiner Einladung folgte! aber sei versichert, daß ich dich nicht vergessen habe."

„Es that mir zwar weh," erwiederte sie mit unvergleichlicher Anmuth, „daß dir Estrella gar nichts war und du mich belogen haben solltest; aber das konnte ich ertragen; denn ich kann dich ja doch nicht besitzen. Mehr und über Alles schmerzte es mich, daß die stolze Ritterstochter, die du liebtest, dich und die ganze Umgegend so entsetzlich betrog und nur, um mich aus deinem Herzen und uns aus unserem Aufenthalt zu verdrängen."

„Wie so?" fragte Wilhelm erstaunt.

„Ei, deine Geliebte war es ja eben, die durch den schändlichen Vogt, der aber gestern Abend seinen Lohn empfangen, die kleinen Diebereien in der Gegend veranstalten und überall das Gerücht aussprengen ließ, unsere Leute seien die Diebe. Sie

vergrößerte den Verlust und gab den Landleuten Geld, damit sie sagen sollten, auch ihnen sei gestohlen; sie feuerte die Ritter und auch dich zu unserer Verfolgung an, sie bot Alles auf um mich fangen und ihrer Rache opfern zu lassen. Der Gedanke, daß du mir gewogen seist, brachte sie zur wüthendsten Eifersucht, und ich wollte dich ihr ja nicht rauben. Estrella kann ja doch nicht des teutschen Ritters Weib werden, sie muß wieder fort ziehen in weite Länder, wenn man sie nicht mehr duldet." Das Mädchen, die kurz vorher getanzt und fröhlich gesungen hatte, schluchzte jetzt wieder laut und der Schmerz verbot ihr weiter zu sprechen.

Wilhelm schauderte vor Berthas Beginnen; die Wahrheit von Estrellas Aussage trat ihm klar vor die Seele. Aber mit ihren letzten Worten stiegen auch die Riesenschranken wieder vor seinen innern Augen auf, die ihn von der reizenden Geliebten trennten, denn noch lebte seine ahnenstolze Mutter, die nimmermehr eine Verbindung mit Estrellen zugegeben haben würde; auch würde ihn sein Landesfürst und die ganze Ritterschaft daran verhindert oder von ihrer Gemeinschaft ausgestoßen haben. Estrella war nicht einmal eine Christinn, und wenn sich auch dieses Hinderniß hätte beseitigen lassen, so

waren der anderen noch unzählige und fast unüberwindbar. Doch warf er die bange Unruhe, die deshalb sein Herz beklemmte, hinter sich und vertraute der Zeit, die Alles möglich machen kann. Er theilte Estrellen, um sie wieder zu erheitern, seine Ansichten über diesen Punkt mit, und ob er selbst noch keinen Ausweg entdecken konnte in der Finsterniß der Zukunft, so sprach er doch mit solch tröstender Gewißheit, daß das Mädchen nach wenigen Minuten wieder ausgelassen lustig wurde, mit ihm schäkerte, ihn neckte und frohe Lieder sang.

Unterdessen kam auch der alte geheimnißvolle Mann herzu, der die streitlustigen Ritter unter Blitz und Donner gestern angeredet hatte. Jubelnd sprang ihm Estrella entgegen und rief ihm in fremder Sprache Etwas freudig zu. Er trat mit finsterer Stirne zu Wilhelms Lager, nahm diesem den Verband vom Kopfe, untersuchte die Wunde, überstrich sie mit kühlendem Balsam und verband sie wieder. Dann sagte er: „In vier Tagen könnt ihr heimkehren.“ Als er sich wieder entfernt hatte, fragte Wilhelm nach den übrigen Tatern.

„Sie sind von dannen gezogen,“ sagte sie, und wieder wehmüthig setzte sie hinzu: „sobald du wieder so weit hergestellt sein wirst, daß du nach Hause

ziehen kannst, wandere auch ich mit dem alten Neko ihnen nach in das Gebirge, welches Sachsenland von Böhmen scheidet."

„Und kehrst du nicht wieder nach Thüringen und zu mir zurück?"

„Wenn der Winter kommt, ziehen wir hinauf in die böhmischen Wälder in die Hütten der Bergbewohner, mit dem Frühling aber streifen wir wieder durch das Land; dort treiben unsre Männer ihre Gewerbe und Künste, wir Weiber aber wohnen in den Wäldern und den Höhlen der Berge, wie hier. Nur zuweilen werden einzelne Ägyptier nach Thüringen kommen in die Höhle, die wir vorige Nacht verlassen haben; denn aus dem Sande, der sich darinnen findet scheiden sie reines Gold, so wie sie in den Bergen, welche wir jetzt besuchen, Silber aufsuchen. Durch die Kunst der Scheidung der Metalle haben wir uns manche Schätze erworben und brauchen nicht das Vieh des Landmanns zu rauben, wie uns deine böse Geliebte beschuldigt."

„Wann aber soll ich dich wiedersehen und meine Sehnsucht nach dir stillen, liebe Estrella?"

„Wenn einige Wochen verflossen sind, und die Sehnsucht treibt dich nach deiner Estrella, die dir ewig wird ergeben sein, dann verfolge den Strom

der Mulde aufwärts, wo sie dich von der Stadt Zwickau hinauf leitet nach dem hohen Schlosse Stein; dort trittst du in ein schönes enges Thal, von waldbewachsenen Bergen zu beiden Seiten umschlossen. Wandle immer am Strom hinauf, bis er sich zu deiner Linken hart an den Berg andrängt und von der andern Seite einen großen Bogen schlägt. Dort wölbt sich eine steinerne Brücke über ihn und über dieselbe führt die fränkische Straße von Nürnberg nach Dresden. Hoch über dem tiefen Flußbette erblickst du zwei Felsen, ihnen gegenüber liegt eine verfallene Raubfeste, die Eisenburg genannt. Unter dem obersten der waldbegrenzten Felsen rufe dreimal laut das Wort: Chaire! und ich werde erscheinen, dich in unsere Höhle zu führen, welche in dieser Steinklippe ist."

„Aber werden deine Gefährten auch meine Besuche dulden?" fragte der Ritter. „Wirst du meinetwegen nicht Anfechtungen von ihnen zu ertragen haben?"

„Sie sind mir alle unterthan; denn ich bin ihre Königinn. Nur Chiska brauche ich zu gehorchen, und auch das ist nicht Gesetz. Aber sie hat mich erzogen und gepflegt, als der König mein Vater im Gefechte fiel und meine Mutter ihm vor Gram folgte.

Chiska hat auch Macht über uns Alle durch ihre tiefe geheime Naturwissenschaft. Sie versteht die Bahn der Gestirne und liest in ihnen der Menschen Schicksal; sie kennt die Kräfte der Erde und aller Elemente und weiß sich dieselben unterthan zu machen, auch hat sie die Gabe der Weihsagung aus den Zügen des Menschen."

„Also ist sie doch eine Zauberinn!" sagte Wilhelm scheu. „Bist du vielleicht auch in dieser furchtbaren Wissenschaft ihr Zögling?" Ein geheimes Grauen überlief ihn bei diesem Gedanken und er konnte sich eines Schauders nicht erwehren.

„Ich kenne nur die Geheimnisse der Chiromantie, so wie Jede meines Volks. Mit dem düstern Erdgeist, Chiskas Verbündeten, mag ich nichts zu schaffen haben; denn wer sich ihm befreunden will, muß alle schönen Freuden, alle heitern Genüsse des Lebens abschwören; ich aber will mich noch viel und herzlich freuen auf der schönen Welt."

Die letzteren Worte sprach sie in einem so kindlich frommen Tone, daß Wilhelm wieder beruhigt wurde.

„Holde Königinn!" sprach er, sie wieder zärtlich an sich ziehend; „auch Königinn meines Herzens, ich muß stolz auf deinen Besitz sein in aller Hinsicht.

So enthülle mir denn durch deine Kunst mein künftiges Geschick!" und damit reichte er ihr seine Hand. Mit klugen Augen schaute sie hinein und sagte dann: „Jahre verschwinden noch eh' deine schönsten Wünsche die Erfüllung krönt; dann aber wirst du glücklich sein im Arm der Liebe."

„In deinen Armen!" rief der Ritter entzückt und küßte ihren Purpurmund.

„Bald wird ein wilder verderblicher Krieg ausbrechen, in welchen du verwickelt wirst. Dann wird ein kühner Mann dich zu einem kühnen Wagestück bereden, aber es wird mißlingen. Du kommst glücklich davon, ja es führt dich zu deinem langersehnten Ziele, aber fern von deinem Vaterlande. Doch wirst du einst noch in dasselbe zurückkehren. Langes und frohes Leben nach solchen Stürmen sind dir bestimmt."

„Du wirst es mit mir theilen! Steht das nicht in der Hand?"

„So deutlich sprechen keine Züge!" sagte das Mädchen ernst und feierlich, ließ die Hand sinken und starrte, wie eine Seherinn lange schweigend in die Weite hinaus.

Am Mittage bereitete sie ein einfaches, kräftiges Mahl; während sie damit beschäftigt war, wei-

dete der Ritter seine Augen an ihrer Gestalt. Wie ein Kind der Wolken wandelte sie auf der luftigen Höhe, vom blauen Äther umflossen, Gewand und Locken flatterten in der bewegten Luft. Dann schwelgten seine Augen wieder in der schönen ihn umliegenden Ferne, die als köstliche Landschaft wie ein Buch vor ihm aufgeschlagen lag.

„Ja du bist eine wahrhafte Königinn!" rief er entzückt aus. „Hoch wandelst du auf dem Könige dieser Berge, über allen Erdenkindern erhaben, die da unten in den Thälern wohnen, du aber stehst in deiner Schönheit wie ihre Beherrscherinn da!"

Als das Mahl fertig, verzehrten sie es gemeinschaftlich unter Tänteln und Küssen. Er aß aus ihrer Hand und lohnte ihr mit den Gaben der Liebe. Auch dem alten Neko brachte sie sein Theil, und als Wilhelm sie nach seinem Schaffen befragte, daß ihn nöthige, sich von ihnen entfernt zu halten, erfuhr er, daß der Alte eine Hütte von Laub und Rasen auf ihren Befehl baue, worinn sie zusammen die Nächte, vor Thau, Regen und Kälte geschützt zubringen könnten. So sorgsam war sie auf die Bequemlichkeit ihres geliebten Ritters bedacht. Der Tag verstrich ihnen unter heiteren Scherzen, die harmlosen Spiele der Liebe verkürzten ihnen die Zeit,

daß der Abend schon lange in die Thäler gesunken war, ehe sie es bemerkten. Da begrüßte sie die Sonne noch einmal mit ihrem Scheideblick und vergoldete mit ihren letzten glühenden Strahlen Estrellas heiteres Antlitz. Wie eine leuchtende verklärte Himmelsgestalt stand sie vor dem seligen Ritter. Der Widerschein des Abendroths zitterte in ihren Locken und die Westwinde buhlten mit ihnen; dann warf die Dämmerung ihren zarten Schleier über sie. Die Flammen des Himmels verglühten und die im Osten schon thronende Nacht breitete nun schnell ihre Herrschaft über das ganze Gebiet des Himmelsgewölbes aus, warf dem scheidenden Tagesgott noch einige Küsse im Westen nach und befahl dann ihren lieben Kindern, den freundlichen Sternen, ihre hellen Äuglein aufzuthun und wachend über der schlummernden Erde mit zärtlichen Blicken auf sie herabzuschaun. Der alte Neko erschien und leitete mit Estrellen den Ritter langsam nach dem südlichen Abhang des Berges zu, wo sie die bequeme Hütte fanden. Dort genossen sie das von Estrellen bereitete Abendbrot und Wilhelm entschlummerte dann selig auf dem duftigen Mooslager an der Seite des geliebten Mädchens.

Der neue Morgen weckte ihn zu neuen Genüssen; der heitere Tag verstrich unter den süßen Beschäftigungen der Liebe, die die Glücklichen immer erfindungsreicher in Scherzen und losen Neckereien machte. Die folgenden Tage waren diesem gleich; nur mit dem Unterschiede, daß Wilhelm wohl und gesund mit Estrellen auf der Krone des majestätischen Berges sich herumjagte. Durch die Behandlung Nekos und die Kraft des Kräuterbalsams ging die Heilung seiner Wunde wunderbar schnell von statten. Da der Alte bald Lebensmittel aus den südlich vom Berge gelegenen Döfern, bald Wasser und Holz herbeitrug, dann heilsame Kräuter zu lesen ging, so waren die Liebenden meistens allein und konnten sich ungestört und unbelauscht den Eingebungen ihrer vereinten Herzen und den süßesten Genüssen einer wonnetrunkenen Leidenschaft überlassen; und nur der Gedanke an das nahe Scheiden goß Tropfen Wehrmuth in den Becher der Lust. Die Natur schien huldreich das Freudenfest ihrer Vereinigung zu begünstigen; denn sie gab schönen Sonnenschein, heitre Morgen und Abende und warme Tage.

Als der Morgen des fünften Tages den wonneberauschten Jüngling den weichen Armen seiner glücklichen Braut enthoben hatte und sie Hand in Hand

aus der Hütte traten, die Herrlichkeiten des erwachten Tages zu begrüßen, stellte sich der finstere Neko vor sie mit ernster Mahnung zum Scheiden. Da trübten sich Beider Blicke.

„Ziehe mit mir hinab nach Thamsbrück!" rief Wilhelm schmerzlich aus und preßte das weinende Mädchen an sein stürmisch schlagendes Herz.

„Noch ist die Zeit nicht erfüllt," sagte sie feierlich. „Ich gab meinen Leuten das Versprechen, heute von dir zu ziehen und ihnen zu folgen. Das muß mir heilig sein. Aber du komme bald nach dem dir bezeichneten Orte; dort verweilen wir noch einige Wochen ehe wir hinübergehen in die böhmischen Wälder. Beglücke mit deiner Gegenwart dein harrendes Mädchen; ich werde die Stunden zählen, ehe du erscheinst. Und nun leb wohl! Vergiß die nicht, der du Alles bist! Und damit du dich jeden Augenblick meiner erinnern mögest, so nimm diesen Ring, den mir einst meine Mutter gab, um ihn dem Auserwählten meines Herzens zu schenken. Bis jetzt habe ich ihn auf meiner Brust getragen." Mit diesen Worten zog sie einen an einer Schnur befestigten kostbaren Ring, mit Edelsteinen besetzt, aus ihrem Busen, zerriß die Schnur und steckte dem traurenden Ritter das Kleinod an den Finger. Lange

stumme Umarmungen von rauschenden Küssen begleitet fesselten sie noch lange zusammen; endlich riß sich der Jüngling unter Schwüren seiner ewigen Liebe und Treue los und verfolgte schnell den Pfad bergabwärts, den ihm der Alte angedeutet hatte. Im Thale angelangt lieh er sich von einem Landmann ein Pferd und eilte damit seinem Wohnorte zu. Um die Mittagsstunde stand er schon vor dem erstaunten Kunz.

„Ist's euer Geist oder seh ich euch wirklich mit Fleisch und Blut?" rief dieser ihn froh umarmend.

„Munter und wohlbehalten, wie noch nie in meinem Leben, steh ich vor euch und will herzlich froh sein, wenn ihr eben so gut davon gekommen seid."

„Was mich selbst betrifft, so ist der Schaden nicht so groß, nur um euretwillen hab ich mir und Alle sich viel Kummer gemacht. Die schöne Bertha hat sich über euer Verschwinden fast zu Tode gegrämt."

„Schweigt mir von dieser Heuchlerinn! sie hätte es am wenigsten nöthig gehabt. Ich danke dem Himmel, daß sie mir ihr förmliches Jawort noch nicht gegeben und ich dadurch nicht an sie gebunden bin. Nun ist es aus mit ihr, auf ewig aus. Ich mag sie nie wieder sehen."

Kunz konnte sein Erstaunen über diese Worte nicht mäßigen; deshalb vertraute ihm Wilhelm unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was er erfahren und theilte dem Freunde zugleich sein Glück mit. Schweigend hörte Kunz der feurigen Rede des begeisterten jungen Mannes zu und konnte sich dabei einer süßen und ihm doch unangenehmen Erinnerung an eine vor kurzem gepflückte ähnlich duftende Blume nicht erwehren. Als Wilhelm mit seiner Erzählung zu Ende war, schüttelte er bedenklich das Haupt und begann mancherlei Einwendungen zu machen und Zweifel zu erheben; aber Wilhelm rief: „Ich weiß Alles, was ihr mir zu sagen habt und habe mir es selbst genug vorgeleiert; deshalb bitt ich euch freundschaftlichst, mich damit zu verschonen. Soll mir wirklich der schöne Traum entrissen werden, wogegen ich mich jedoch auf alle nur erdenkliche Art zu wehren gesonnen bin, so will ich ihn doch so lange träumen und dabei glücklich sein, so lange es immer hin nur möglich ist. Fort also mit allen Vorstellungen des kalten Verstandes und seiner nüchternen Überlegung! Ich bin berauscht und taumelnd und mag kein Wort hören, was mich wieder nüchtern macht."

„Nun vergeßt mir über eure Liebeshändel nur die Bedrängnisse der Zeit nicht, in der wir leben, und was sie Alles von uns fordert.“

„Mein Arm und meine Freundschaft sind euch immer geweiht. Laßt mich's nur wissen, wenn ihr dessen bedürftig seid!“ rief Wilhelm feurig und reichte Kunzen zur Befestigung ihrer alten engen Verbindung die Hand mit dem Schwure, ihm stets ergeben zu sein.

Auf Kunzens Ritterhause stellten sich allmälig die geladenen Gäste ein; Wilhelm von Mosen aber hatte nicht Lust, sie alle abzuwarten und ihren Berathungen beizuwohnen; ihn trieb's unaufhaltsam nach seiner Heimath zurück. Er gab Kunzen das Versprechen jedem Beschlusse unbedingt beitreten und sich jeder Verfügung unterwerfen zu wollen und eilte dann, ohne sich in der Umgegend bei Jemandem zu verabschieden, schon nach einigen Tagen fort.

Kauffungs Geist wandte sich nun zu dem kühnen Bau, den er leise und von denen gerade unbemerkt, die ihm daran helfen sollten, aufzuführen gedachte. Von Annen, seinem Weibe, erhielt er inzwischen Nachricht, daß die Unterredung mit ihrem Bruder schon bedeutenden Erfolg gebracht habe; denn Hildebrands Schwiegervater, der Ritter von

Meckau zu Kohren habe sich bereits durch sein Zureden zu ihrer Partei geschlagen und Beide bemühten sich, ihr in der Umgegend Altenburgs immer mehr Anhang zu verschaffen.

In Thamsbrück aber waren angelangt Wilhelm von Schönfels mit mehreren andern fränkischen Rittern, Graf Ernst von Gleichen, der Hofmeister, sonstiger Minister des Herzogs Wilhelm und der Vitzthume geschworener und erbittertster Feind. Ihm hatten sich Graf Ludwig von Gleichen, Graf Otto von Stolberg, Bruno von Querfurth und Hermann von Harraß angeschlossen. Auf Kunzens Einladung erschienen ferner: zwei Herren von Wangenheim, Christian von Witzleben zum Wendelsteine und noch mehrere andere Grafen und Edle.

Allen diesen mächtigen Güterbesitzern war die tolle Unverschämtheit der herzoglichen Räthe unerträglich und sie gingen um so eher Kunzens Willen ein, sich zu Jener Sturz durch ein förmliches Bündniß zu vereinigen; auch waren die Meisten schon durch den Grafen Ernst von Gleichen und des Churfürsten eigene Boten und Briefe darauf vorbereitet; Kauffungs Verlangen konnte daher für sie nichts Auffallendes haben; er kam ja ihren Wünschen nur entgegen.

Der geheime kühne Plan des Ritters konnte demnach nicht vortrefflicher eingeleitet sein; während sein Weib und sein Schwager dort die Macht Georgs von Bibenberg und seines Anhanges, der den Churfürsten umlagerte, zu untergraben suchten, rüttelte er hier mit mächtigen Stößen an dem stolzen trotzigen Gebäude der Vitzthumischen Gewalt.

Die versammelten Edeln redeten nun mit einander ab, sich noch mehr und wo möglich durch mächtige geistliche Herren zu verstärken und dann eine große Zusammenkunft in Erfurt auf Fastnacht des folgenden Jahres zu halten. Von da aus wollte man eine Gesandtschaft an den Herzog entlassen und ihm zur Entfernung der Vitzthume nöthigen, oder im Fall er dieses abermals verweigere, den Gehorsam auffsagen und den Krieg ankündigen. Mit dem Frühling aber wollten sie losschlagen und zwar Apels Besitzungen allein angreifen und verwüsten, damit der Herzog recht klar erkennen solle, auf wen es einzig und allein eigentlich gemünzt sei. Kunzen gaben alle Anwesende auf sein Begehren das Versprechen, diese Zusammenkunft ganz geheim zu halten und ihn nie als den Urheber ihres Bundes zu nennen auch seiner, da er doch ein Dienstmann des Churfürsten sei, in keinerlei Weise bei dem Herzog zu gedenken.

Auf alle diese Punkte ihrer Verabredung gaben sie sich feierlich die Hände und gelobten sich Treue, Verschwiegenheit und Beistand. Scheinbar trat also Kauffung wieder in den Hintergrund zurück, nun hoffte er die Sachen so einzuleiten, daß er sich mit der Zeit dem Herzog nähern könne, um nach Apels Fall nur den letzten Schritt thun zu brauchen.

In der Nacht noch nach der Verabredung verließen Alle, außer Wilhelm von Schönfels, Thamsbrück, um kein Aufsehen zu erregen. Dieser aber gedachte noch einige Tage bei Kauffung freundschaftlich zuzubringen; denn sie waren Jugendgespielen und lange herzliche Freunde.

Als sie nun des Morgens vertraut beim Becher zusammen saßen und sich über die langverflossene Knaben- und Jünglingszeit mit ihren schönsten Thorheiten und Freuden besprachen und manches Bild verklungener Tage wieder in ihnen auftaugte noch einmal Glanz und Farben zu gewinnen, wurden sie plötzlich durch einen lauten Lärm in den Vorhallen der Gemächer unangenehm gestört. Ihre Aufmerksamkeit erregte vorzüglich eine heftig bewegte weibliche Stimme, welche sich bis zur Höhe der Wuth steigerte. Sie traten aus den Thüren. Eine hohe vornehm doch unordentlich gekleidete junge

Ritterdame wüthete mit dem Ausdruck aller Affekten gegen Schweinitz, der sie nicht in das Gemach seines Herrn eindringen lassen wollte. Sobald sie die Ritter erblickte, stieß sie den Knappen mit vieler Kraft zurück, stürzte auf Kunzen zu, warf sich vor ihm zu Boden, umfaßte jammernd seine Knie und rief in einem kläglich fürchterlichen Tone: „Wo ist er? gebt mir ihn wieder! Ihr habt mir ihn geraubt! Um der Jungfrau willen und ihres Sohnes gebt mir ihn zurück, daß ich ihm selbst meine Schuld bekenne!"

Erstaunt über diesen sonderbaren Auftritt, fragte Kunz zuerst wer sie sei uud wen sie meine; denn weder er, noch sein Freund kannten sie. Aber nur verwirrt jammernd blieb sie am Boden liegen, ohne auf diese Fragen zu antworten. Ihr goldblondes Haar hing zerzaußt und verwirrt in den schönen Nacken hinab; aus ihren erloschenen unstät umherirrenden Augen sah man, daß sie reizend und nicht ohne Glanz gewesen seien; ihr Gesicht war entsetzlich bleich, doch schön und anziehend; um den kleinen Mund spielte ein Zug des gräßlichsten Schmerzes; Wahnsinn sprach aus allen ihren Zügen.

„Fräulein, wer ihr auch immer sein möget," redete sie Kunz verlegen noch einmal an, „ich bitte

euch dringend, euch aus dieser euer unwürdigen Stellung zu erheben und mir ruhig und gelassen euer Anliegen vorzutragen, welches ich zu erfüllen keinen Augenblick anstehen werde, sobald es nur einigermaßen in meinen Kräfte steht."

„Wirklich wollt ihr das?" rief sie, sprang auf, blickte scheu umher und sah sich dann eben so im Zimmer um, in welches hineinzutreten, die Ritter sie genöthigt hatten. Ihre Blicke verriethen deutlich, daß sie Jemanden ängstlich suche. „Ist er wirklich todt?" brach sie dann vom fürchterlichsten Schmerze überwältigt, wieder jammernd los. „Wehe! ewig Wehe mir! Ich hab ihn gemordet!" Dann fuhr sie mit dem Kopfe wieder schnell auf, als wenn plötzlich ein lichter Gedanke ihre Seele durchzuckte, und: „Nein er ist entflohn! Er ist meinen Armen entronnen, die ich verlangend nach ihm ausgebreitet; er hat mich verstoßen, und ist fortgezogen mit der schönen braunen Tänzerinn fort! fort nach dem aufrauschenden Meere! ha wie sie ihn umschlingt und küßt und das Herzblut aussaugt, das Herzblut das doch meine war, daß ich selbst trinken wollte!" rasete sie fort. Kunz aber hatte an diesen Worten genug gehört, um in der Unglücklichen die unbesonnene eifersüchtige Bertha zu-

erkennen. Noch waren Beide mit ihr beschäftigt, um sie zu beruhigen, als zwei Knappen ihres Bruders, bei dem sie wohnte, auf den Hof sprengten, um sie wieder nach Hause zu bringen. Von ihnen erfuhren die Ritter, daß sie nach der Nachricht von dem unglücklich abgelaufenen Zuge gegen die Tatern höchst bestürzt und unruhig geworden sei. Diese Gemüthsbewegung habe sich in die gräßlichste Angst verwandelt, da sie den Tod des Vogts vernommen, und als man ihr erst gemeldet, daß Wilhelm von Mosen nicht zu finden und jedenfalls auch gefallen sei, habe sie dem maßlosen Schmerz und der Verzweiflung nicht mehr gebieten können. Laut jammernd sei sie Tage lang in ihrem Gemache verschlossen gewesen, habe weder Speise noch Trank zu sich genommen und sich immer nur den Tod gewünscht. Endlich wäre sie still und in sich gekehrt mit wehmüthigen herzzerreissenden Schmerzengesicht umhergewandelt, habe kein Wort gesprochen und nur stumme Thränen seien ihr über die Wangen gerollt. Zuweilen sei sie wie ohnmächtig zusammengestürzt und jedermann habe vor ihr Leben gebangt. In diesem bedauernswerthen Zustande sei ihr nun vor einigen Tagen hinterbracht worden, daß der Ritter von Mosen wohlbehalten zurückgekehrt sei.

Von diesem Augenblick habe sich ihr Gesicht erheitert, sie habe den Überbringer der Nachricht tausenderlei um ihren Geliebten gefragt, dann wieder etwas Speise zu sich genommen und sich zierlich geschmückt. Immer schweigend doch mit der gespanntesten Aufmerksamkeit habe sie nun am Fenster gesessen, auf jedes Geräusch sich nach dem Thorwege umgesehen, jedes Pferdegetrab habe sie aufgeschreckt. Auch sei sie von Stunde zu Stunde hinaus gelaufen auf die Straße und habe sehnsüchtig in die Ferne geblickt, früh und Abends sei sie jedesmal eine ganze Strecke nach Thamsbrück zu gegangen; des Nachts aber habe sie harrend wieder am Fenster gesessen. In der Frühe dieses Morgens nun habe sie von einem Knappen zufälliger Weise vernommen, daß ihr Ritter nicht mehr hier verweile, sogleich habe sie sich heimlich in den Stall geschlichen, ein Pferd bestiegen und sei in der hastigsten Eile von dannen geritten.

Die arme Beklagenswerthe hatte, während der Knappe draußen erzählte, im Zimmer wimmernd auf dem Boden gelegen; man konnte sie nicht vermögen, ihr Pferd wieder zu besteigen, sie begehrte hier zu sterben. Mit Mühe brachte man sie endlich in ein eigenes Zimmer; hier versank sie wieder in ihre

stille Melancholie, nahm höchst wenig Nahrung und öffnete den Mund selten, um ein Wort hören zu lassen.

Die frohe Laune der Ritter war durch dieses betrübende Ereigniß gestört; die Herbsttage wurden ohnedieß unfreundlich und Kunz sehnte sich nach Weib und Kindern. Er hatte den Lieben im Stillen so Manches abzubitten und bei ihnen gut zu machen, was ihm als geheimer Vorwurf das Herz beschwerte. Er übergab deshalb das gemüthskranke Mädchen ihrem herbeigekommenen Bruder, ordnete seine Geschäfte auf den Gütern umher und zog mit Schönfels davon.

Hart an der böhmischen Grenze, da wo das silberreiche Erzgebirge sich allmälig höher erhebt und rechts von dem Flußbette der Zwickauer Mulde, wenn sie aus den Bergen herabgeströmt ist, in einem hohen Thale rings von düsterer Tannenwaldung umgeben, lag das uralte Kloster Grünhain, an dem Städtchen gleiches Namens. Seit Jahrhunderten hat sich nun die Gegend freundlicher dort gestaltet, an manchen Bergen und in den Thälern rauscht jetzt der Wind in der Saat und tragbaren Obstpflanzungen statt sonst im dichten Walde; Wiesen und Gärten grünen, wo der Boden erst unbenutzt und unfruchtbar ruhete. Der fleißige Gebirgbewohner hat mit der Zeit durch die Noth und steigende Bedürfnisse gezwungen dem kargen Boden mehr abgetrotzt, als man jemals hätte erwarten können. Das Kloster aber hat die Zeit abgebrochen und nur wenige Gebäude und die hohe graue weitausgedehnte Gartenmauer reden zu dem Wanderer noch von seinem sonstigen blühenden Dasein. Der unfruchtbare Gebirgsboden hatte früh die Einwohner des Städtchens, welches sich allmälig an dem Kloster erhoben hatte, zu Handwerken, vorzüglich zur Bearbeitung

der Metalle geführt. Es gab hier immer viele Schmiede, sonst Waffenschmiede, später Zeug- und Nagelschmiede. In den gräßlichen Überfällen der Hussiten waren Kloster und Stadt gar sehr mitgenommen worden; denn es war der erste Gegenstand im Sachsenlande, an den sich ihre Wuth anstieß und auslassen konnte, wenn sie in wilden Horden von Böhmen aus über das Gebirge stürmten, um die ebenen Gegenden Altenburgs und Leipzigs zu verwüsten. Das Kloster war im Jahr 1429 fast ganz von ihnen zerstört und nur seine reichen Besitzungen gestatteten den baldigen Wiederaufbau desselben. Dazu wurden die Mönche samt ihrem Abte vom Pabste noch mit dem Banne belegt, weil sie, aus Noth und Politik, um das Kloster vom gänzlichen Untergange zu retten, sich oft mit den Hussiten hatten in Berührung setzen müssen. Zur Zeit der Länder-Theilung und des darauf ausbrechenden Bruderkriegs bluteten noch immer jene tiefgeschlagenen Wunden.

In eben jener Zeit lebte dort ein Waffenschmied, Namens Peter Klinger, ein guter ehrlicher aber wunderlicher Mann, der fast immer seine eigene Meinung hatte und darin Niemandem ein Haar-

breit nachgab. In seinen früheren Jahren hatte er unter Friedrich dem Streitbaren die harten Kriege gegen die Hussiten als Schildknappe, dann als ein Reisiger des Markgrafen mitgefochten und sich Ruhm und Wunden genug dabei erworben. Nach beendigten Kämpfen hatte er, kein Jüngling mehr, sich hier im Gebirge niedergelassen, mit einigem ersparten und erworbenen Gelde sein nahrhaftes Gewerbe getrieben, bald die einzige Tochter eines reichen Eisenhammerbesitzers heimgeführt und in einer langen Reihe von Jahren zu seinem und seines Weibes Gut noch ein artiges Vermögen hinzu erworben, so daß er im Städtchen als einer der wohlhabendsten Bürger galt. Die einzige Frucht seiner Ehe mit Christinen war ein liebes Töchterchen, Magdalena genannt. Sie war zart und von kleinem Wuchs aber deshalb um so niedlicher; aus den hellen klaren Augen lachte so viel Lebenslust, Menschenfreundlichkeit uud Gutmüthigkeit, daß ihr Jedermann gut sein mußte. Ein feines Häutchen in dem länglichen mit einer sanften Rosenglut überhauchten Gesicht, so wie an den kleinen weißen Händen zeugte eben nicht von der Tochter des Waffenschmiedes. Magdalenas Tracht war immer ausgewählt, sie konnte sich ja vor allen an-

dern Bürgerstöchtern gut und schön kleiden; die Mutter sah es gern, denn sie war auf das liebliche Kind etwas stolz, und der Vater hatte auch nichts dawider. So ging Lenchen nett und geschmückt an den Wochentagen, wie andere Mädchen erst am Sonntag gehen konnten. Daher kehrten sich auch die Augen aller Bursche nach ihr und flogen ihr nach, sie mochte gehen wohin sie wollte. Das schelmische Mädchen wußte das recht gut, aber sie sah es als einen ihrer Schönheit schuldigen Tribut an und sie wäre gewiß bitterböse geworden, wenn es einmal nicht geschehen wäre. Aber dafür daß es stets geschah, nickte sie Jedem ohne Unterschied auch ihren freundlichen Gruß zu und Jeder fühlte sich davon entzückt. Nur vor den Mönchen des Klosters fürchtete sie sich und ging jedem derselben aus dem Wege, wenn sich's irgend thun ließ. Nichts destoweniger blinzelten ihr aus der Kutte gar viele begehrliche Augen zu und aus den gottgeweihten Herzen stieg mancher irdische Wunsch, dessen Ziel und Verlangen das holde Schmiedskind war. Sie aber sah dergleichen nie, denn in ihrem kindlichfrommen Gemüth lebte nicht einmal die leiseste Ahnung von jenen sinnlichen Regungen, welche die Gottesmänner beschlich; auch senkte sie beim Gruße

den sie einem Klosterbruder bieten mußte, die schüchternen Blicke jedesmal zur Erde und alle Pfeile der bestrickenden Freundlichkeit von Seiten der geistlichen Herren prallten an ihr ab. Magdalena war achtzehn Jahre alt gewesen, und es konnte nicht fehlen, daß sich mancher Jüngling in das Haus ihres Vaters wagte, dem Anschein nach um seine belehrende und unterhaltende Gesellschaft zu suchen, denn er wußte gar viel und schön zu erzählen und über Alles ein verständiges Wort zu geben; in der That aber, um bei der hübschen Magdalena den Freier zu machen. Sie zeichnete jedoch Keinen aus und behandelte Alle mit gleicher Leutseligkeit; aus den einzelnen Äußerungen ihres Vaters aber ließ sich schließen, daß er mit seiner Tochter ziemlich hoch hinaus wolle und einen Schwiegersohn suche, der eben so reich wie sie sei und also nicht nach ihrem Gute freie. Das waren für die Meisten schlechte Hoffnungen, die Ärmeren zogen sich deshalb zurück und überließen einigen Wohlhabenden das schöne Feld. Doch waren auch diese nicht besonders glücklich. Denn als Einer von ihnen beim Alten mit einer förmlichen Freiwerbung um Lenchen anhielt, erklärte er, daß er zwar durchaus nichts gegen ihn habe, aber seine Tochter sei im Grunde noch viel

zu jung und habe zum Heirathen noch gar lange Zeit, er erfreue sich jetzt erst recht ihres Heranblühens und da sie sein einziges Kind sei, so habe er eben nicht Lust, sie so bald von sich zu entlassen. Lenchen schien übrigens auch gar nicht Willens zu sein, sich so schnell in den Ehestand zu drängen; sie dachte: kommt Zeit, kommt Rath, und lebte unbekümmert ihr junges schönes Leben fort, das eben von keinen besondern Wünschen bewegt wurde.

Südlich von Grünhain erhebt sich ein Berg, gerade nicht seiner Höhe, wohl aber seiner Ausdehnung wegen beträchtlich; sonst war er über und über mit Wald bewachsen, so daß nur seine mit Felsenblöcken gezierten Spitzen hervorsahen; er hieß der Grünhainer Berg. Dort ließ der alte Klinger, so wie die anderen Schmiede des Städtchens, seine Kohlen brennen. Da kam denn alle vierzehn Tage oder drei Wochen, wenn ein Meiler ausgebrannt war, ein junger Köhler, Namens Wiland, herein, ladete vor jedes Schmiedes Wohnung die fertigen Kohlen ab, und empfing seinen Lohn. Es traf sich auch wohl, daß der alte rüstige Klinger mit seiner Ehehälfte und dem schmucken Töchterlein Sonntags einen Spaziergang über den Berg hin nach den Köhlerhütten machte; denn sie lagen am

gegenseitigen Abhange desselben, von wo man eine ergötzliche Aussicht in das Thal genoß, und waren nur eine Stunde weit von der Stadt entfernt. Unter den hier hausenden Köhlern war Wiland der flinkste und jüngste; er hatte erst den einundzwanzigsten Sommer gesehen. Obgleich er fast immer ein schwarzes Gesicht hatte, so konnte sich Lenchen doch nicht verbergen, daß sie ihn recht gerne sähe. Unter seinen buschigen Augenbrauen blitzten aber auch ein Paar recht muntere aufrichtige Augen hervor, und hatte er sich vom Kohlenstaube gereinigt, so sah man ein frisches von der kernhaftesten Gesundheit übermahltes Gesicht, einen allerliebsten Lockenkopf und im Sonntagsrock eine schlanke kräftige Figur. Dabei war er so ungemein freundlich und zuvorkommend, wenn Lenchen mit ihren Ältern draußen war, suchte Erdbeeren und reichte ihr dieselben auf einem grünen großen Blatte, oder brachte ihr Himbeeren und Heidelbeeren in frischer Milch, schöpfte ihr mit dem Becher von Baumschaale klares kühles Wasser aus der nahen Quelle, röstete ihr frisches Brot und überstrich es dann mit schmackhafter Butter, eine Lieblingsspeise der Köhler und auch Magdalenas. Kam er aber in die Stadt, so hatte er ihr gewiß jedesmal etwas mitzubringen,

entweder ein zierliches hölzernes Küchengeschirr, das er im Walde geschnitzt und zusammengebaut, oder einen Reisbesen, den er gebunden, einen Korb, den er geflochten, oder ein liebes Singvögelchen, das er für sie gefangen, oder eine Masse Waldbeeren, die er gepflückt hatte. Und so bescheiden war der gute Wiland dabei, wollte von keinem Danke was wissen und schien schon ganz glücklich, wenn Magdalena seine Gaben mit einem freundlichen Gesichte annahm. Wie hätte sie nicht den rüstigen Burschen gern sehen sollen? Ohne daß sie es selbst wußte, gewann sie ihn recht lieb und war unruhig und verdrießlich, wenn sie ihn einmal eine Woche lang nicht gesehen und gesprochen hatte. Oft stahl sich ein geheimer Seufzer aus des Jünglings Brust in ihrem Beisein und ehe sie sich's versah war er erwiedert, so daß sie manchmal über sich selbst erschrack und nicht begreifen konnte, was ihr fehle. Sie sann dann wohl hin und her, was ihr das Herz so zusammenpresse und ihr eine innere und doch süße Angst verursache, und legte den kleinen Kopf nachdenklich in die Hand, saß ganze Stunden so auf einer Stelle und bekümmerte sich um nichts, was um sie vorging. Anfänglich hatten die Eltern nicht darauf Acht, als aber

das trübe Wesen immer schlimmer wurde, Magdalena alle ihre Gespielinnen vernachlässigte, stets allein in einer Ecke saß und oft wohl gar nach stundenlanger Abwesenheit aus dem Garten mit rothgeweinten Augen kam, da wurde die Mutter aufmerksam und beobachte sie im Stillen. Diese brachte denn bald heraus, daß das geliebte Kind etwas auf dem Herzen haben müsse, und nahm sie vor, ihr das Geheimniß abzulocken. Aber Lenchen war unerwartet hartnäckig, wollte durchaus von nichts wissen und verweigerte der sorgsamen Mutter, gegen die sie sonst sehr offen gewesen war, alle Mittheilung über ihre Niedergeschlagenheit, die sie für die Vorboten einer Krankheit erklärte. Und in der That konnte Lenchen nichts gestehen, sie wußte ja selbst nicht, was ihr fehlte, und hielt sich wirklich für krank. Freilich sagte sie auch kein Wörtchen, daß tief in ihrem Herzen das Bild des hübschen Köhlers spuke. Aber Frau Christine kam doch bald dahinter und wußte nachher mehr, als Lenchen selbst. Wiland kam nämlich eines Tages, als Mutter und Tochter im Garten hinter dem Hause beschäftigt waren. Kaum hatte die Letztere seine Stimme in dem Gruß erkannt, den er in der Werkstätte den arbeitenden Schmieden zurief, so erheiterte sich ihr Gesicht, ihre

Augen glänzten und ihre kleine niedliche Gestalt gerieth in eine hüpfende Bewegung. Dieser schnelle Wechsel mußte der aufmerksamen Mutter auffallen, und als Lenchen dem Köhler entgegen sprang, seine dargebotene Hand ergriff und ihn freundlich fragte, warum er so lange geblieben, da war sie im Klaren. Aber diese Entdeckung machte der guten Frau nicht wenig Kummer; sie kannte nur zu wohl die unerbittliche Strenge ihres Mannes und wußte, daß er bei seinen Wünschen hinsichtlich Lenchens verharren würde, und sollte sie selbst darüber zu Grunde gehen. Drum beschloß sie reiflich mit sich Rath zu halten. Soviel war gewiß, daß sie ihrem Eheherrn von ihren Erfahrungen nichts mittheilen durfte, sollte er der Tochter nicht gram werden und sie mit eiserner Härte behandeln. Deshalb verschloß sie das Geheimniß in der mütterlich sorgsamen Brust, gedachte mit Magdalenen bei Gelegenheit selbst nachdrücklich zu reden und ihr die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen vor die Augen zu stellen. —

Schon seit mehreren Jahren war in der Gegend das Gerücht umgegangen, daß im Gebirge hausende Tatern, Zauberer und Schwarzkünstler mit ihren Wünschelruthen in den benachbarten Bergen reiche Silberstufen entdeckt, ihnen nachgegraben und

sich Schätze erworben hätten. Man wurde endlich darauf aufmerksam und aus Böhmen und dem Reiche wurden Bergleute berufen, zu untersuchen, ob an der Sache etwas Wahres sei. Im Herbste dieses Jahres kam ein reicher Bergmann mit seinen Knappen in die Gegend und schlug seinen Wohnsitz in Grünhain auf. Dem Berge gegenüber, auf dem die Hütten der Köhler standen, da wo jetzt die Bergwerke Gottesgeschick, Graul und Katharina zu sehen sind, schlug er ein und fand eine reiche Belohnung seiner Mühe. In wunderbarer Fülle sprang die herrliche Silberader dem Meisel entgegen und versprach für die Zukunft die köstlichste Ausbeute. Gotthardt, so hieß der Bergmann, wurde nun natürlich in der Umgegend und im Städtchen der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, vorzüglich richteten der Abt des Klosters, Liborius, und die Mönche ihr Auge auf ihn, und zogen ihn in ihre Gesellschaft. Übrigens war er nichts weniger als ein angenehmer Mann. Aus seinem finsteren zerfetzten Gesichte leuchtete kein guter Geist. Seine mit schwarzen struppigen Haare halb bedeckte Stirne zeigte stets düstere Falten, seine kleinen tiefliegenden Augen blickten argwöhnisch umher, sein Gang war gebückt und schleichend. Wie die geheimniß=

volle Finsterniß, in der er sein Tagewerk vollbrachte, wie die fahle Erde, in die er sich wühlte, war sein Wesen und seine Gestalt; wie das harte schwarze Gestein, durch das er gierig nach den unterirdischen Schätzen sich den Weg bahnte und hinab stieg, wo die Ader des Metalls sprang, schien sein Sinn und sein Herz zu sein.

Wenn er nicht an der Arbeit war, brachte er meist im Kloster unter den Mönchen zu, und unter diesen schloß er sich vorzüglich an den Bruder Sebastian an, einen jungen Mann mit rundem glänzenden Gesicht, einem versteckten Zuge darin und stechenden ewig bewegten Schelmenaugen. Sebastian war Hausfreund und Beichtvater beim alten Klinger und hatte schon lange verstohlen seine lüsternen Blicke auf die erblühende Magdalena geworfen, doch sich immer zu sehr vor der Strenge des Vaters gefürchtet, um einen Anlauf im Namen der heiligen Kirche auf der Jungfrau Tugend zu wagen; auch war ihm das Mädchen viel zu schüchtern und noch zu kindisch dazu. Doch hatte er wohl und weislich sich hinter Klingern gesteckt und ihm die großen Dinge mit Lenchen in den Kopf gesetzt, die den Alten vermocht hatten, ihre Freier zu verabschieden.

Eines Abends, als die geschäftigen Hämmer ruhten und das Kohlfeuer in der Esse gelöscht war, saß Klinger in der kleinen reinlichen Stube, die ob der zunehmenden Frische der Jahreszeit schon geheizt war, und zechte aus dem blanken kupfernen Kruge sein schmackhaftes Bier, wie er so am Feierabend zu thun pflegte. Magdalena saß auf dem hölzernen Schemel im Winkel des Ofens und schaute still vor sich hin.

„Die Tatern haben sich auch wieder im Walde gezeigt,“ sagte Christine, „da wird das Volk abermals in Zittern und Zagen leben; denn etwas Gutes haben die keinmal mitgebracht.“

„Nun, was haben sie denn den Leuten Böses gethan?“ fragte der Alte barsch. „Ich möchte wissen, was man ihnen mit Fug und Recht zur Last legen könnte.“

„Sie stehen, Gott sei bei uns! mit dem Bösen im Bunde,“ erwiederte die Hausfrau und schlug ein frommes Kreuz vor sich zur Abwendung alles Übels. „Das Blaue vom Himmel können sie herab hexen, die Sonne verfinstern und den Mond blutroth machen; Menschen und Vieh können sie's anthun und Verderben bringen über das ganze Land.“

„Das ist ja Alles albernes Zeug und Weibergeschwätze,“ fuhr der Alte unmuthig heraus und that einen tiefen Zug aus der Kanne. „Wie kann ein Mensch solches verrichten! Die Hussiten haben zwar das Land verwüstet und es Menschen und Vieh schlimm angethan, aber das Erstere thaten sie mit Feuer, das sie in die Dörfer und Städte warfen, das Andere mit Lanzen, Büchsen und Schwertern, womit sie Alles niedermachten, was Leben hatte. Was kann aber so eine Handvoll armseliger Menschen, die keine Heimath haben und froh sind, wenn sie ein Nachtlager finden und sich durchfressen können!“

„Ei, wenn sie nicht mehr könnten, als Brot essen, wie würden sie da die Metalle gefunden haben tief in der Erde? Die kann doch kein simpler Menschenverstand entdecken. Aber sie haben wunderbare Erdspiegel, die sind mit höllischen Künsten bereitet und der Böse hat ihnen selbst bei Fertigung derselben geholfen, darin schauen sie alle Tiefen der Erde bis in ihren innersten Bauch, sehen die Metalle und unterirdischen Schätze und bezwingen mit gräßlichen Zaubersprüchen die Geister, die sie bewachen.“

„Schweig mir mit dem Gewäsche stille! Ich kann's nicht erhören und verdauen,“ rief der Alte

noch unwilliger. „Wir sollten's vielmehr den Leuten danken, daß sie uns auf den reichen Inhalt unserer Berge aufmerksam gemacht haben, woraus uns viel Segen noch erwachsen kann. Kluge Köpfe sind sie gewiß; denn sie stammen aus dem Lande Ägyptia, wo vordem alle Weisheit gewohnt hat, wie uns der Bruder Sebastian gar oft und erbaulich berichtet hat aus den heiligen Schriften der Bibel, die er gar fleißig studirt und mir zuweilen etwas daraus mittheilt. Aber ihr Weiber habt keinen Sinn und Verstand für solche wahrhaftige Kunde und hängt lieber an tollem abgeschmackten Zeug. In jenem Lande wohnten die Kinder Israel, eh sie der Moses in das gelobte Land führte, dort hat er seine Weisheit erlernt und wahrlich nicht mit des Teufels Hülfe. Geheime Wissenschaft mögen die Tatern wohl haben über die Erde und die Natur, und mehr davon verstehen als unser eins, aber deshalb wird doch Alles natürlich zugehen."

„Nun sage du, was du willst, ich fürchte mich vor ihnen, wie vor dem Bösen selbst, denn sie haben nicht auf das Sakrament geschworen und sind keine Christen; drum können sie auch nicht zur ewigen Seligkeit, wie wir, gelangen."

„Was das Erstere anbelangt, so ist deine Furcht höchst thöricht; wir stehen in Gottes Hand und Niemand kann uns was anhaben, selbst der leibhaftige Satan nicht, wenn wir uns wohl hüten in seine Fallstricke zu gehen, die er den Kindern dieser Welt legt. Wärst du ein Mann und hättest ein paarmal den fürchterlichen Hussiten gegenüber gestanden, wären ihre Kugeln dir an den Ohren hingepfiffen, ihre langen Schwerter dir um den Kopf gesaußt, fürwahr du würdest nichts mehr von Furcht reden. Vor Menschen brauchen wir uns nicht zu fürchten. Was nun aber das anbetrifft, daß sie nicht auf Christi Namen getauft sind, seinen Leib nicht essen und sein Blut nicht trinken, so denk ich wir lassen die Pfaffen dafür sorgen. Was geht's uns an? Wir lassen sie in Ruh und Frieden und sie uns, Einer wünscht dem Andern guten Tag und guten Weg und bekümmern uns nicht weiter um einander. Gottes liebe Sonne bescheint sie so gut, als uns, sie essen alle Tage an des Herrn Tisch, wie wir, er hat sie so gut erschaffen, wie alle seine Kinder. Um ihre Seligkeit laß ich mir keine graue Haare wachsen, da mögen sie zusehen."

„Schön mögen sie aber doch gestutzt haben," sagte Christina einlenkend; denn sie sah, daß der Alte

sich ereifert hatte, „wenn sie den fremden Bergmann, Gotthardt, mit seinen Knappen an der Stelle gefunden haben, wo sie sonst zu graben pflegten; ein schlimmer Strich wird's ihnen durch die Rechnung sein. Der Gotthardt soll schon gar viel gefunden haben, wie man hört; die Sache geht nur geheim in der Leute Mund, denn der Abt will nicht, daß davon gesprochen wird."

„Nun, Gott gesegn es! das kommt dem Kloster zu gute, das sich vom gräulichen Hussitensturme noch nicht erholt hat. Der Herrgott thut seine Hand auf und schüttet die reichen Gaben über seine Priester," sagte Klinger wieder besänftigt.

„Beim Abte soll der Bergmann gar gut stehen, wie mir der Bruder Sebastian vertraut."

„Ei, der Gotthardt ist auch ein feiner stiller Mann, versteht seine Sache wohl aus dem Grunde, soll recht gesetzt sein und gute Sitten haben; auch arbeitet er, wie man vernimmt, gar fleißig in dem neuen Stollen."

„Der Wiland hat mir auch davon erzählt," warf Christine ein. Bei Nennung dieses Namens fuhr Lenchen, die still dem Gespräche zugehorcht hatte, ordentlich zusammen. Lebhaft nahm sie nun auch das Wort:

„Ja der Wiland hat mir gar viel von der wunderlichen Arbeit der Bergleute gesagt, wie sie so flink in den Boden graben und dann die Erde in großen Kübeln an Winden heraufziehn, schnell auf den Leitern auf und abklettern, und Laternen an der Brust hängen haben. Aber vom Silber soll ein Andrer gar nichts zu sehen bekommen, das kennen sie nur allein und bringen's heimlich bei Seite. Der Wiland sieht von seiner Hütte aus oft des Nachts Lichter und meint, sie müßten wohl gar dann graben, um die unterirdischen Geister zu bändigen und ihren Gewinn vor der Menschen Augen zu verbergen." — — Sie wollte noch weiter reden und des lieben Köhlers Berichte auftischen, als sich Stimmen auf der Hausflur vernehmen ließen und gleich darauf Bruder Sebastian mit dem Bergmann in die Thüre trat. Beide grüßten gar höflich; Klinger zog sein schwarzledernes Käppchen ab, ging den Eingetretenen entgegen und reichte ihnen ehrerbietig die Hand zum Willkomm. Mutter und Tochter waren ebenfalls aufgestanden; scheu blieb die Letztere am Ofen stehen.

„Es wird euch wohl nicht unangenehm sein, Meister Klinger," redete der Mönch den Hausvater an, „wenn ich euch mit diesem Manne bekannt

mache, von dem ihr schon Vieles gehört habt. Wir haben euch schon die ganze Woche über einen Besuch zugedacht gehabt, es wollte sich aber immer nicht schicken; denn unser Gotthardt ist noch nicht recht warm hier, und, wie ihr leicht denken könnt, mit Arbeit überhäuft."

„Seid mir beiderseits herzlich gegrüßt!" entgegnete Klinger schmunzelnd. „Ich bin hocherfreut, daß ihr mein geringes Haus eures Eintritts würdigt, mein werther Gotthardt; meine Thür steht euch zu jeder Zeit offen, gleich dem Bruder Sebastian, verschmäht deshalb nicht, künftig recht oft hier einzukehren nach vollbrachter Tagesarbeit." —

„Eurer freundlichen Einladung werd ich Gnüge leisten; gar gern verplaudre ich mit einem welterfahrenen Mann, wie mir Bruder Sebastian euch geschildert hat, die Stunden des Abends, die nun schon anfangen lang zu werden."

„Nun, was meine geringe Erfahrungen in Krieg und Frieden und allerlei Welthändeln anlangt," erwiederte Klinger gar freundlich lächelnd und geschmeichelt durch des Bergmanns Rede, „so steh ich euch jeder Zeit damit zu Dienste. Ich hab ja wohl Manches mitgemacht in meinen jungen Jahren und in den spätern hat's gerade auch nicht gemangelt an

Stoff, woran man was lernen kann, wenn man nicht mit Unverstand in der Menschen Treiben und Schaffen hineinsieht. Ihr werdet euch euren guten Nutzen auch schon draus gezogen haben."

„Ich bin noch viel zu jung, um mich mit euch messen zu dürfen," entgegnete Gotthardt. „Ihr aber habt in einer gar wilden Zeit gelebt und selbst thätigen Antheil an ihr genommen; drum gedenk ich wohl gar Manches von euch zu lernen."

„Betrachtet mir doch auch die Hausfrau und das liebe Töchterlein," fiel ihm Sebastian in die Rede. „Sie harren Beide schon lang eures Grußes. Meister Klinger bewahrt sich einen köstlicheren Schatz in seinen Wänden, als ihr nun und nimmermehr aus der Erde graben mögt, und pflastert ihr auch das ganze Land mit Gold und Silber aus. Frau Christine ist die Perle aller Hausfrauen und die Jungfrau hier ein wahres Schaustück von gediegenem Gold." Damit zog er den Bergmann zu den Frauen fort. Klinger aber stand mit freudeglänzendem Antlitz; der Bergmann hatte seine schwache Seite recht getroffen, die der schlaue Mönch schon lange kannte und Jenem nicht ohne Absicht entdeckt hatte.

„Fürwahr, ihr habt ein gar liebenswürdiges Kind," sagte Gotthardt zu den Eltern, nachdem er

Magdalenen mit den Augen gemustert hatte und voll innerer Lust über ihre frische Schönheit dieselben auf ihrem mit dem Purpur der Schaam übergossenen Gesichte haften ließ. „Ein solcher Magnet ist allein im Stande mich öfters in euer Haus ziehen."

„Ihr müßt ihrer Schüchternheit viel zu gute halten," nahm Klinger wieder das Wort, durch die letzte Äußerung des Bergmanns noch heiterer gemacht, „sie ist noch gar wenig unter Menschen gekommen und weiß sich deshalb nicht zu benehmen, wie sich's ziemt. Die Jugend ist noch zu groß bei ihr; doch mit der Zeit wird sich's wohl finden; denn sie ist sonst nicht dumm und hat mir oft zu viel Mundwerk."

„Dafür habt keine Sorge!" lachte Sebastian. „Liegt erst ein Mann mit auf dem Kissen, wird sich Alles finden müssen."

Als sich Magdalena auf das Geheiß ihres Vaters entfernt hatte, um den Krug mit Wein zu füllen, den der Alte in guter Qualität im Keller führte, wandte dieser sich wieder zu dem Mönch: „Die Magdalena kommt mir seit einiger Zeit gar wunderlich vor; sie hat viel von ihrem munteren Temperament verloren, hängt immer den Kopf und springt nicht mehr wie ein Reh in Haus und Garten umher,

wie ich sonst an ihr gewohnt war. Schon lang hab ich mir vorgenommen, mit euch darüber zu sprechen, nur hat's die Gelegenheit nicht dazu gegeben, welche sich eben bietet. Ich wollte, ihr redetet ihr einmal in's Gewissen und holtet sie aus, damit man dahinter kommt, was dem Mädel in den Kopf gefahren ist."

„Laßt mich sorgen!" antwortete der Klosterbruder; „wir wollen ihr die Grillen schon vertreiben, mögen sie auch betreffen, was sie wollen. Es giebt schon allerhand Mittel und Wege, ein junges Mädchen, die ihre Heiterkeit verloren hat, wieder frölich und guter Dinge zu machen. Einen davon werden wir doch mit Glück betreten." Bedeutungsvoll blickte er dabei den Bergmann an, und der alte Klinger las in diesem Blick etwas, das ihm sehr willkommen war. Als Magdalena mit Krug und Bechern wieder eingetreten war, ging Gotthardt zu ihr, kniff sie in die Wangen und fragte sie, ob sie vielleicht gar schon einen Geliebten habe. Verwirrt suchten ihre Augen den Boden; ihr war's als müsse sie vor Scham und Bestürzung in die Erde sinken.

„Das glaubt nicht, lieber Herr," nahm Christine statt ihrer Tochter das Wort; „obgleich sich schon manche Freier gefunden haben, so hat doch

weder uns, noch ihr selbst einer davon angestanden. Wir denken: es kommt mit der Zeit; das Mädchen wird uns doch keine alte Jungfer werden."

„Ich denke selbst nicht," setzte der Mönch mit einem listigen Blick hinzu. Dann langte er nach einem schäumenden Becher und leerte ihn auf einen Zug, setzte sich vor den Tisch und knüpfte mit dem Alten ein Gespräch über dessen Lieblingsthema, den Krieg, an, richtete seine Augen aber immer verstohlen auf Lenchen, der Gotthardt unterdessen nur mit vieler Mühe einige Worte ablockte. Die Mutter war dagegen um desto gesprächiger und wartete ihm mit dem Berichte von den abscheulichen Tatern auf.

„Sagt mir nur, Meister," sprach der Mönch, „was soll's noch aus der Feindschaft der fürstlichen Brüder werden? Man will wissen, daß sie von neuem sehr erbittert auf einander sind."

„Ei nun, Land und Volk werden's büßen müssen, was die Häupter verschuldet. Es ist ein gräuliches Unwesen durch einander und Niemand kann eigentlich recht klar werden, wo der Knoten sitzt. Der Unterthan muß sich seinen Äcker verwüsten und sein Haus verbrennen lassen und weiß nicht Grund und Ursach davon."

„Mich will's doch immer bedünken, als verführe der Churfürst zu streng und gebieterisch mit seinem Bruder, und maße sich ein Recht an, was ihm nicht zukommt.“

„Aber wem soll außer ihm das Recht zukommen, diesen jungen Tollkopf zur Ruhe zu treiben?“ fragte Klinger hitzig. „Glaubt nur, unser Herr wird seine guten Gründe haben, so zu handeln und nicht anders. Der Herzog weiß nicht wo's hangt und langt in seinem Lande, läßt die Räthe schalten und walten, wie sie wollen und fragt nicht, ob's nach Recht und Ordnung geht. Das Eine nur muß ich an dem Churfürsten tadeln, daß er sogar saumselig ist und nicht ein tüchtig Heer auf die Beine bringt und es einmal auf ein Treffen ankommen läßt. Einer dem Andern in's Land fallen, ein Paar Dörfer verwüsten und dann wieder heimkehren, heißt keinen Krieg führen. Das war anders unter seinem Vater; der war, wo der Feind war, und schaute ihm ohne Furcht und Zagen in's Gesicht, und in der alten lieben Ritterzeit ist's auch so gewesen, da gingen sich Mann für Mann zu Leibe und des Schwertes Kraft entschied den Sieg. Seit aber das verdammte Pulver aus den Büchsen herausspektakelt, scheint's nach und nach mit aller Mannstapferkeit aus zu

werden. Der Krieg mit den Hussiten war gleichsam noch der letzte kräftige Sonnenstrahl der alten guten Zeit; jetzt ist's schlechte Spielerei."

„Ihr habt da manchen Strauß bestanden in des alten Churfürsten Heer," sagte Gotthardt sich nach dem Tische begebend. „Die Böhmen haben noch immer allen Respekt vor ihm und seinen Kriegern, und man hört viel erzählen von ihrer großen Tapferkeit."

Klinger war nun auf dem rechten Punkte und begann weit und breit seine bestandenen Abenteuer zu erzählen. Aufmerksam hörte ihm der Bergmann zu und machte seinem erheuchelten Staunen durch einzelne lobpreisende Ausrufungen Luft, die den Schmied natürlich immer mehr anfeuerten. Er war so frölich wie er lange nicht gewesen, goß einen Becher Wein um den andern hinab und ermunterte seine werthen Gäste ein Gleiches zu thun, was diese auch keineswegs unterließen. Der Mönch plauderte unterdessen heimlich zu Magdalenen.

„Wie gefällt dir der neue Gast, Jungfrau? Er ist ein schmucker Mann und hat was zu verzehren. Was meintest du dazu, wenn er Lust hätte, dich in's Brautbette zu führen?"

Lenchen verstummte vor Schrecken; in der größten Angst sah sie sich nach der Mutter um, die war aber hinausgegangen, und so zitterte das arme Kind allein vor dem zudringlichen Mönch, dem sie doch alle Ehrfurcht schuldig zu sein glaubte.

„Der reiche Mann wird mich seiner nicht würdig finden," sagte sie endlich gepreßt.

„Und wenn nun aber doch?" fragte Sebastian zutraulicher. „Seine Gestalt gefällt dir nicht, nicht wahr? Er hat nicht ein glattes rothes Gesicht, wie die andern Junggesellen, aber das laß nur gut sein; du kannst dir als Frau immer einen hübschen Liebhaber im Geheimen anschaffen," flüsterte er leise und grinzend; „es giebt schöne Männer, die dir recht gut sind." Dabei strich er sich selbstgefällig über sein feistes Gesicht. „Sieh, wenn ich nicht an mein Gelübde gebunden und ein Handwerksmann wäre, dich und keine Andere würde ich mir zum Weibe erkiesen. Aber einer Sünde brauchst du dich nicht zu fürchten, wenn du mir geneigt bist, die heilige Kirche giebt mir Gewalt, dich zu sühnen, was übrigens in diesem Falle nicht nöthig ist; denn in meinen Armen ruhst du in den Armen der Kirche selbst."

„Ihr seid aus der Kirche ausgestoßen; der heilige Vater in Rom hat das Kloster und euch in den

Bann gethan," sagte Magdalena in der gräßlichsten Beklommenheit und wich einige Schritte vor dem unverschämten Zudringlichen zurück.

„Närrisches Kind," erwiederte der Mönch durch diese Antwort betreten, „das geht ja diesen Fall nichts an. In meinem Stande, in dieser Kutte liegt schon die Heiligkeit und die Macht zu lösen und zu binden. Du bist ein verirrtes Schäflein und hegst Trauer in deinem Herzen. Koste nur erst die Freuden der Liebe, dann wird dir schon alle Schwermuth entschwinden. Übrigens fordere ich dich kraft meines Amtes auf, mir zu entdecken, was dein Herz drückt."

Lenchen schauderte vor dem gleisnerischen Manne zusammen, der mit frecher Hand aus dem unentweihten Heiligthume ihrer jungfräulichen Brust das zarte sich selbst noch verschleiernde Geheimniß ihrer Liebe stehlen wollte; und hätte der Pabst selbst sie zum Geständniß aufgefordert, kein Wort wäre ihren Lippen entschlüpft; hatte sie doch in holder Verschämtheit sich selbst den Gedanken noch nicht klar zu denken gewagt, daß sie den hübschen Wiland liebe, viel weniger, daß ein Laut es ausgesprochen und den Lüften verrathen hätte.

„Ich hab euch nichts zu entdecken, hochwürdiger Pater," antwortete sie bekümmert mit Thränen der Unschuld im Auge.

Aber der Unbarmherzige hatte kein Gefühl für ihre Angst und setzte ihr von neuem zu. Da trat die Mutter eben in die Thüre; Gotthardt stand auf, wandte sich zu Eltern und Tochter und lud sie höflichst ein, am Nachmittage des nächsten Sonntags einen Spaziergang mit ihm nach dem neuen Bergbau zu machen. Mit Freuden wurde das Erbieten von Meister Klinger und seiner Ehehälfte angenommen; Lenchen sagte es auch gern zu, denn sie erhielt ja dadurch die Hoffnung, den lieben Wiland zu sehen und zu sprechen. Der Mönch schied mit einem frommen Glückwunsch, der Bergmann mit freundlichem Gruß, nachdem er Lenchen zärtlich die Hand gedrückt hatte.

„Nun, wie gefällt euch das Püppchen?" fragte draußen schmunzelnd der Mönch. „Hab ich mir einen Dank mit meinem Vorschlage bei euch verdient?"

„Sie muß mein werden!" rief der Bergmann entzückt, „und sollte ich all mein Silber darum geben."

„Das braucht ihr nicht! der Alte giebt euch mit Freuden das schmucke Kind und noch Geld und Gut dazu. Das Mittelchen hat vortrefflich ange-

schlagen und ich versichere euch, daß ihr den eitelen Peter ganz eingenommen habt. Ihr seid sein Mann und ich glaube sogar, wenn ihr nicht bald um Magdalenchen anhaltet, er bietet sie euch selber an."

So berauschte der listige Mönch mit schmeichlerischen Worten den schon wonnetrunkenen Bergmann immer mehr. „Hast du sie nur erst zur Frau gemacht," dachte er sich mit wollüstigen Gedanken kitzelnd, „dann will ich's schon wenden, daß mir das köstliche Wild, das mir schon lang in die Nase gestochen hat, schnurstracks in die Arme läuft."

Als sie immerfort von dem Gegenstande ihrer beiderseitigen verliebten Regungen kosend aus der Stadt nach dem Kloster, in dessen Nähe Gotthardt seine Wohnung hatte, hinabgingen, sahen sie zwei vermummte Gestalten vor sich her schleichen. Der schwache Mondschein warf einige Hellung auf den Weg. Unbekümmert um die Leute schritten sie vorüber. Da tönte es dumpf aus der Hülle des Einen hervor: „Gotthardt, bist du's?" Der Bergmann hörte eine bekannte Stimme, wandte sich rasch um und sprach: „Neko, was bringst du?"

„Dir eigentlich gar nichts, als mich selbst; dem Abte aber wichtige Nachrichten."

Der Mönch war auch hinzugetreten und begrüßte den Tater freundlich als einen alten Bekannten.

„Nun runzliches Ägyptergesicht," redete er ihn an, „was hat deine Jagdhundnase wieder ausgewittert? Hast du etwa gar eine Goldgrube entdeckt und willst dir dafür einen Theil des Gewinns und wieder zehn Jahr Schutz und Duldung für dich und dein schwarzbraunes Häuflein vom Abte erbetteln?"

„Nichts von all' dem; ihr habt genug von mir erfahren und könnt reicher werden, als der teutsche Kaiser, wenn ihr's klug benutzt, und uns dafür Schutz und Schirm für ewige Zeiten angedeihen lassen. Jetzt gilt's lebendige Menschen, nicht todtes Metall."

„Nun heraus damit! Was der Abt wissen soll, werd ich ja wohl auch erfahren können und der Gotthardt ist dir doch so fremd nicht, daß du ihn zu scheuen brauchtest. Willst du etwa das muthwillige üppige Kind, die Estrella, dem Abte verhandeln? Hör, Freund, da thu ich das erste und letzte und allerhöchste Gebot."

„Laß deinen schlechten Scherz, Mönch!" erwiederte der Ägyptier verweisend. „Dir wird wahrlich

die Estrella nicht in's Garn gehen, und gäbst du das Kloster drum, wenn's dein wäre. Ihr könnt meine Botschaft wissen. Der Kunz von Kauffung hat sich mit vielen sächsischen und meißnischen Rittern im Geheim gegen den Kanzler Magdeburg und den Bibenberg verbunden, so auch in Thüringen mit andern Herrn gegen den Apel Vitzthum, und er arbeitet stark daran, ihnen das Handwerk zu legen."

„Woher hast du die köstliche Kunde?" rief Sebastian überrascht. „Fürwahr du wirst dem Abte damit ein willkommner Mann sein."

„Der Ritter Mosen ist Estrellen nachgezogen und haust in Stein. Von da schleicht er jeden Abend herauf nach der Teufelsschlucht; das Mädchen ist versessen auf ihn und streift die Hälfte ihrer Zeit mit dem verliebten Ritter an den Ufern der Mulde und in den Bergen umher. Den Cäsar hier läßt er als seinen Knappen gewöhnlich in Stein zurück, um Nachrichten, die an ihn einlaufen, zu besorgen. So haben wir denn einen Brief Kunzens aufgefangen, den er von Gnandstein an Mosen, seinen vertrautesten Freund, geschrieben, ihn auf unsre Weise geöffnet und das Plänchen entdeckt."

„Du bist ein Goldjunge," sagte Sebastian zu dem Cäsar und klopfte ihm die Schultern. „Der

Abt wir sich schon gut bei dir bedanken. Übermorgen wird der Bibenberg wissen, wie er sich zu verhalten hat. Dem Apel kann Kunz in Gottes Namen den Hals abschneiden; desto besser. Aber den Magdeburg und den Bibenberg mag er ungehudelt lassen."

Unterdessen waren sie an die Klosterpforte gekommen. Der Mönch und die Tatern traten hinein; der Bergmann schlich nach seiner Wohnung. —

Im Hause des Waffenschmiedes hatte der Besuch höchst verschiedenartige Stimmungen der Gemüther hervorgebracht. Der alte Peter brach, als die Gäste kaum aus der Thüre waren, in unbegrenzte Lobeserhebungen des Bergmanns aus und fand Alles so vortrefflich an ihm, daß er unverholen äußerte, einen solchen Schwiegersohn wünsche er sich, und wer wüßte was geschähe. Vor Freuden leerte er den Krug bis auf den Boden und wurde zärtlich gegen seine Hausfrau, die natürlich in seine Preisgesänge mit einstimmte. Aber Christinen war wegen des Töchterleins und ihrer verrathenen Neigung zum Wiland eine große Angst befallen.

Lenchen war hinaus geschlichen still und wehmüthig in die schweigsame Nacht, um ihr die un=

geheuren Schmerzen anzuvertrauen, die den kleinen Raum ihrer Brust fast zersprengten. - Erst diesen Abend war es ihr zum klarsten Bewußtsein gekommen, daß sie den Köhler über Alles liebe; schnell waren die lange schlafenden Knospen ihrer unschuldigen Gefühle zur Blüthe erwacht und entfaltet, aber zerrissen lag auch zugleich der Kranz, zu dem sie sich früher gewunden, vor ihrem Füßen. Hatte schon die Gestalt des Bergmann, den sie früher noch nicht gesehen, einen schlimmen Eindruck auf sie gemacht und sein ganzes unheimliches Wesen sie mit Grauen und Schaudern erfüllt, so hatten doch des Mönchs Antrag und ihres Vaters ausgesprochenen Hoffnungen sie mit dem fürchterlichsten Schrecken und Entsetzen erfüllt. Ihr war's, als müsse sie ihr junges Herz hinabgraben in die kalte Erde, um es von der Angst zu befreien, die steigend in ihm auf und ab wogte und sie nicht einmal zu Thränen kommen ließ. Als sie aber erst einige martervolle Augenblicke die glühend heiße Stirn in der herbstlich streifenden Nachtluft gekühlt hatte, wendete sie ihre Augen hinüber nach dem Berge, der wie ein uralter ernster Riese in die vom bleichen Schimmer des Mondes nur schwach erhellten Himmelsräume hinauf ragte und das lichtgraue Nebelgewölk küßte, das scheu

an ihm vorüberflog; hinter ihm wohnte ja der geliebte Jüngling: da stürzten ihr die Thränen stromweis aus den glühenden Augen und erleichterten wie Boten der Ruhe von oben gesandt das bedrängte Herz der leidenden Jungfrau. Zu dem ewigen Vater über den düstern Himmel wandte sie dann den bethränten Blick und ein wortloses aber kindlich frommes Gebet stieg aus der Tiefe ihrer geängsteten Seele in die endlosen Räume hinauf. Und es kam Trost dafür herab; ruhiger ging sie in ihre Kammer und weinte noch lange bis die Engel sie einwiegten unter dem Abendsegen, und das Lager der süßen Unschuld mit ihren Schwingen umwehten, aus denen, wie erquickender Thau, sanfte holde Traumgebilde herniederträuften auf die Augenlieder der frommen Schläferinn. —

Der Sonntag war endlich unter Magdalenas stiller Trauer herangekommen, die um so tiefer in ihrer Brust wühlte, weil sie solche vor den Augen ihrer Eltern und vorzüglich des Vaters verbergen mußte, der zum Glück keine Aufmerksamkeit auf sie hatte; denn sein Kopf war noch immer gar zu sehr von der neuen Bekanntschaft eingenommen. Der Mutter schärferen Blicken war es aber wohl nicht entgangen, wie sehr sich das liebe Lenchen grämte,

und von Mitleid über das einzige Kind hingerissen, machte sie sich selbst gar großen Kummer und war bange um die Zukunft, wo das endlich hinführen werde. Magdalena hatte sich früh einfach und bei weitem nicht so prächtig geschmückt, wie sie sonst gepflegt hatte, und an der Mutter Seite ging sie, den Rosenkranz in den gefalteten Händen, nach der Kirche, um in heiliger Andacht ihr Herz Gott wieder zu weihen in seinem Hause. Wie inbrünstig bete sie da: „Herr dein Wille geschehe! Nimm diesen bittern Kelch von mir, er möchte mein Todeskelch sein; aber ich will's zu ertragen suchen, wenn's dein Wille so ist. Meinen Eltern will ich nicht entgegen thun und gehorsam sein in Allem, was sie von mir verlangen und nicht wieder deine Gebote ist; denn, wer Vater und Mutter lieb hat, der ist dir angenehm." Gestärkt und befestigt in dem Entschlusse Alles zu ertragen, was über sie herbrechen möchte, erhob sie sich von den Stufen des Altars, auf denen sie gekniet, und betete ihren Rosenkranz ab. Mit muthigerem sicheren Schritte ging sie nach Hause, die Angst hatte sich verloren, nicht scheu senkte sich ihr Blick mehr zur Erde, wie verklärt sandte sie ihn den Wolken zu. Rasch waren und plötzlich alle Fesseln der Kindheit von ihr abge-

streift, heute war sie im eigentlichsten Sinne des Worts zur Jungfrau geworden. Bald nach ihrem Eintritt in das väterliche Haus erschien auch Gotthardt; denn er war vom alten Klinger zum Mittagstische eingeladen worden. Obgleich er Lenchen noch immer verhaßt war, so zitterte sie doch nicht mehr vor ihm, die gräßliche Angst zerpreßte in seiner Nähe ihr das Herz nicht mehr. Der Bergmann überhäufte sie wieder mit faden Schmeicheleien, unsittlichen Witzeleien und Anspielungen auf seine Absicht, aber sie begegnete ihm mit einem ruhigen Ernste und jungfräulicher Würde, die ihn auf Augenblicke aus der Fassung brachte. Meister Peter sorgte durch sein Dazwischenreden aber schon dafür, daß er Zeit gewann, dieselbe sich wieder zu erringen.

Nach Tische brach die Familie mit dem Gaste auf und sie betraten den Weg, der über den Grünhainer Berg hinüber führte nach Raschau. Mit jedem Schritte, den sie abwärts den Köhlerhütten näher kamen, schlug Lenchens Herz ungestümmer und hörbarer, ihr Gesicht glühte, ihre Augen irrten umher nach dem geliebten Gegenstande ihrer geheimsten und heiligsten Wünsche. Dort angelangt begehrte der Vater einen Trunk frischen Wassers zu thun; denn er ging nie hierher oder vorüber, ohne sich nicht von

den Köhlern aus der silberreinen kühlen Quelle, die aus Gestein hier hervorsprudelte, einen Labetrunk reichen zu lassen. Mit gutmüthiger Freundlichkeit trat ihnen der Köhler Schmidt entgegen und sprach seinen Gruß, und mit freudiger Hast kam sein Neffe Wiland herbeigesprungen, drückte dem Waffenschmied, dann Christinen flüchtig, Lenchen aber recht lange und mit wehmüthigem Ausdruck die Hand, und befragte sich nach ihrem Befinden. Dabei sah er Magdalenen so liebevoll in's Auge, daß ihr das Herz wieder vor Wonne hüpfte. Als sie sich ein wenig verschnauft und am frischen Wasser gelabt hatten, bat Wiland sie begleiten zu dürfen, was ihm natürlich Niemand verweigerte und Lenchen mit Entzücken erfüllte. Der Köhler schloß sich zutraulich an sie an, obgleich ihm der Bergmann ein Paar finstere Blicke zuwarf. Er mußte mit dem Alten vorausgehen, wenn er das begonnene Werk nicht in's Stocken gerathen lassen wollte, Frau Christine ging mit dem fröhlich kosenden Paare hinterdrein.

„Nun kommt die böse rauhe Jahreszeit bald und der todte Winter," klagte Wiland, „und ich muß wieder hinauf ziehen nach Elterlein, und die kurzen Tage und langen Nächte vertrauren; denn wenn ich nicht in oder um Grünhain bin, wird mir

stets das Leben recht schwer. Meine liebe Quelle schwatzt nicht mit mir, die Bäume singen mich nicht in Schlummer, die Vögelein erzählen mir nichts mehr, und ich denk immer und immer: ach! wenn's doch wieder Frühling wär! Das ist eine trübselige Zeit für mich und heuer bangt mir mehr davor als je; mir liegt stets im Sinn als müsse dieser Winter der böseste werden, den ich je erlebt, und doch weiß ich nicht warum. Ihr erlaubt mir doch, Frau Christine, daß ich alle vierzehn Tage einmal zu euch herunter kommen darf, sonst ist's ganz und gar nicht zu ertragen."

„Du bist stets gern gesehen von uns, Wiland," entgegnete die Mutter nicht ohne Verlegenheit. „Wenn's Schnee und Wetter erlauben, kannst du zu jeder Zeit kommen."

„Und wenn der Schnee bergehoch läge und es stürmte noch so sehr, so käm ich doch!" rief der Köhler.

„Ja komme nur recht oft und viel," sagte Lenchen hastig, „dann sollst du mir des Abends wieder solch grause Geschichten erzählen vom Hexenwald und dem tapfern Ritter mit dem diamantenen Schwert, womit er die Ungeheuer geschlachtet, und von dem verzauberten Prinzen und der schönen Prin-

zeß, die ihn befreit aus den Netzen der tückischen Fee. Nicht war, du willst alle Sonntage kommen und mir erzählen wie sonst, da wir noch Kinder waren?"

„Ja ich komme!" jauchzte der Köhler.

„O wie habe ich mich oft gefürchtet!" kos'te das aufgeheiterte Mädchen fort; — denn sie hatte Bergmann, Pfaffen, Anträge und alles Böse vergessen, — „wenn du schelmischer Christoph mir so recht furchtbare Mährchen erzählt hattest; da konnt ich nicht allein vor die Stubenthüre gehen, ich glaub, ich wäre vor Furcht gestorben; und doch war's so eine liebe schöne Zeit und immer denk ich mit Freuden wieder daran. Nachher kamst du fort nach Elterlein und ich sah dich nicht wieder bis voriges Jahr. Da hätt' ich dich doch schier nicht mehr gekannt."

„Du warst auch gar stolz und schön geworden und hattest nicht an den armen Köhlerjungen mehr gedacht; ich aber hatte dich gar nicht vergessen, und war nur ganz verblüfft, als ich dich wieder sah."

„Das sprich nicht, Christoph!" schmollte Magdalena. „Du machst mich böse, wenn du sagst ich wäre stolz geworden und hätte deiner nicht gedacht; ich weiß recht gut das Gegentheil; aber ich konnte

doch nicht mehr thun wie ein Kind, denn wir waren ja beide groß geworden.“

„Nun stille nur, Lenchen, und zürne mir nicht!“ flehte der Köhler und beide drückten sich zärtlich die Hände.

Unter solch liebevollem Plaudern waren sie in das Thal hinabgestiegen, hatten den hellen Bach überschritten und standen bald vor dem neuen Bergwerk, das sich ihnen durch die rund um aufgeschütteten Erdhaufen ankündigte. Dort war Alles auf den Empfang der Schmiedsfamilie vorbereitet. Ein blanker Tisch stand mit Weinkrügen besetzt, für die Weiber war sogar Naschwerk vorhanden. Mit kriechender Freundlichkeit lud der Bergmann Vater, Mutter und Tochter zum Genusse ein, nur dem armen Köhlerburschen bot er nichts an; ihm warf er grimmige Gesichter zu, die diesen durch Mark und Bein erschreckten. Scheu und verdutzt stand er in einiger Entfernung. Frau Christine hatte nicht das Herz ihn herbei zu rufen, ihr Mann bemerkte es nicht und Lenchen mußte eben dem verhaßten Gotthardt über dies und das, was er zu erfragen hatte, Rede und Antwort stehen. Sobald sie sich aber losmachen konnte, sprang sie von ihrem Sitze auf, eilte auf Wiland zu und rief: „Komm

her, Christoph, wir wollen uns das Bergwerk besehen!" Gotthardt knirschte vor Wuth mit den Zähnen; er sah nun Wohl ein, woran er war, dies brachte aber seinen Plan schnell zur Reife und ihn zum Entschluß so eilig als möglich nach dem liebenswürdigen Schatze zu haschen, eh er ihm entgehen möchte.

Lenchens Aufforderung galt für Alle zum Zeichen, daß man sich nun in die unterirdischen Gänge verfügte. Überall waren helle Lichter an den Wänden derselben aufgesteckt; festlich gekleidet leuchteten noch besonders die Knappen vor. Gotthardt hatte Lenchens Hand ergriffen und trotz ihres Sträubens mußte sie sich von ihm auf Befehl des Vaters hinableiten lassen. Traurig blieb der Köhler wieder oben stehen; ihm war's so weh ums Herz, als habe die finstere Erde Lenchen für immer verschlungen und die hellen Thränen rollten ihm über die Wangen. Lange, stundenlang blieben sie unten; denn der Bergmann prahlte gar gewaltig mit seinen Schätzen, zeigte Alles genau und fand immer etwas Neues, um Lenchen nur noch einige Zeit an seiner Seite zu haben und den Köhler ungeduldig zu machen. Ihr begann da unten im Schoos der Erde von neuem vor dem Manne zu bangen, der in die-

ser düstern grausenvollen Umgebung erst seine wahre Bedeutung erhielt. Als sie wieder heraus stiegen an's helle Tageslicht, sah sich Magdalena überall nach dem geliebten Christoph um, aber sie konnte ihn nirgends erschauen; weinend war er fortgeschlichen hinüber nach seiner Hütte, und hatte sich auf das weiche Moos neben der sanft murmelnden Quelle gelagert, um seinen drüben Gedanken nachzuhängen. Über seine Entfernung wurde Lenchen so niedergeschlagen, daß sie kein Wort mehr mit dem garstigen Bergmanne sprach, so sehr er auch, froh den lästigen Burschen los zu sein, um sie herumschmeichelte. Schon begann sich der Tag zu neigen, als die Knappen auf Gotthardts Wink ein reiches Mahl auftrugen; aber Lenchen behauptete, die Luft strich ihr zu frisch, unter freiem Himmel könne sie nichts geniessen, auch sei der Abend schon nahe und der Weg nach Hause doch nicht unbeträchtlich. Da that der Vater, ohne zu ahnen, daß er den innigsten ihrer Wünsche erfülle, den Vorschlag, in der geräumigsten Köhlerwohnung zu tafelen, dort habe man Obdach, Licht und Wärme und auch fröhliche Mitesser. Der Bergmann mußte einwilligen, so wenig Lust er auch hatte; sie gingen beim Schein der Abendröthe, die Knappen trugen Speisen und

Getränke nach. Ungeduldig schritt Lenchen jetzt voran und ließ sich nur höchst ungern von der Mutter zurückhalten, sonst wäre sie schnell allein nach den Hütten geeilt, um Wiland aufzusuchen, ihn zu trösten und zu beruhigen. Schon berührte mit ihrem dunkelgrauen purpurumränderten Gewebe die Dämmerung leise Berg und Thal, Baum und Hütte, als sie dort ankamen. Der Köhler Schmidt war mit traulicher Zuvorkommenheit gleich geschäftig, den Wunsch Meister Klingers zu erfüllen. Die rohe Holztafel war bald mit dem Mahle besetzt, und der Waffenschmied ließ sich nicht lange nöthigen; auch der dienstfertige Köhler und seine Frau, Margaretha, mußten am Mahle theilnehmen. Ängstlich hatte sich Lenchen nach Wiland umgesehen, aber er kam nicht. Um sich nicht zu verrathen, setzte sie sich mit zu Tisch. Als nun der Weinbecher kreis'te — denn Gotthardt hatte vom Abt gar köstlichen alten Klosterwein zu diesem Schmause erhalten, — kam's bald bei den Männern zur Unterhaltung, der Köhler Schmidt wurde gesprächig und verwickelte den Waffenschmied und den Bergmann in lebhafte Wortwechsel, sie rückten näher zusammen und sprachen von Streit und Krieg der großen Herrn; Christine aber plauderte mit der Köhlersfrau; und Magdalena

schlich unbemerkt hinaus. Ängstlich irrte ihr Fuß in der nur von Sternen matt erhellten Nacht, leise flüsterte sie Christophs Namen. So kam sie zur Quelle. Wiland noch immer mit seinem Schmerze kämpfend erhob sich langsam, als er sich nennen hörte, um zu erforschen, wer ihn in seiner Einsamkeit störe, aber wie wallte seine Brust von Wonne über, als er Magdalenas Gestalt erkannte. Vergessen war aller Kummer, freudig bang und schnell klopfte ihm das Herz, als er die Holde bei den Händen faßte und sanft auf das Moos zu sich hernieder zog.

„Bist du mir böse, lieber Christoph?" fragte Lenchen weich. „Ich konnte ja nicht anders, und wäre lieber bei dir geblieben."

Stumm drückte ihr Wiland den ersten Kuß auf die rosigen Lippen, und stumm lagen die Kinder der Unschuld lange in seliger Umarmung. Die Sterne funkelten so freundlich auf sie herab vom hohen Himmelsdom, der weit über ihnen gewölbt war, die Bäume rauschten lieblich und streuten ihre welken Blätter auf sie, und die Quelle neben ihnen sang das Brautlied.

Noch hielten sie sich umschlungen, und nur Küsse waren ihre Sprache, da raschelte es neben

ihnen im Laube, sie sahen empor, und aus dem seligsten Traum ihres Lebens erwachend sprangen beide erschrocken auf, denn der böse Bergmann stand bei ihnen; Zorn leuchteten seine Blicke, er hatte die Fäuste geballt und sprach mit höhnischer Lache: „Ei seht doch, wie das Pärchen so traulich zusammen ruht! Hier scheint euch die Abendluft nicht zu kalt zu sein, Jungfrau. Wartet ich will euren Vater herbei rufen, damit er sich freue, wie ihr den Köhlerjungen so lustig abschmatzt.“

Wie Dolchstiche drang jedes seiner Worte in Lenchens Herz; doch als er zu gehen sich anschickte, umklammerte sie seine Knie und jammerte: „Um Gottes Willen, Gotthardt, sagt es meinem Vater nicht! Er würde mich mißhandeln, denn er ist ein harter Mann.“

Wiland aber stand mit muthiger drohender Geberde und fragte trotzig: „Was geht's euch an, Herr? habt ihr was dawider, wenn mich Lenchen küßt?“

„Wer fragt dich, naseweiser Bursche?“ schrie der Bergmann und schoß wüthende Blicke auf Wiland. „Du hast kein Recht an dieses Mädchen, du Schurke!“

„Du Ehrenschänder!“ donnerte der junge Köhler. „Du willst mich beschimpfen, und noch dazu in Lenchens Gegenwart. Ich will dir mein Recht bald zeigen!“ und zornglühend sprang er zum nächsten Meiler, erfaßte seinen Schürbaum und ließ den Bergmann keinen Augenblick in Zweifel, was damit werden solle. Feig und erschreckt von den drohenden Geberden des aufgereizten jungen Löwen lief der Niederträchtige nach der Hütte und entdeckte dem Waffenschmiede mit wuthspeienden Worten und verstörtem Gesichte was vorgefallen war. Entrüstet eilte dieser mit hinaus; Christine folgte bleich und zitternd, nicht minder verlegen der Köhler Schmidt und seine Frau. An der Quelle fanden sie das Paar; Wiland hielt die weinende Magdalena fest umschlungen und erwartete so ruhig den Angriff.

„Du Schalksgesicht! Du Schelm!“ rief Klinger mit zornbebender Stimme. „Mein Kind willst du mir verführen? Über dich soll — —.“ Wuth erstickte seine Stimme und mit nerviger Faust riß er die Liebenden von einander und schleuderte den Köhler einige Schritte weit weg, faßte unter Schelten und Toben Lenchen ungestüm beim Arm und schleppte sie den Berg hinauf. Innerlich zerknirrscht ließ sie Alles mit sich machen; erduldete gelassen die

Mißhandlungen des harten Vaters und äußerte ihren gräßlichen Schmerz nur durch ein leises Schluchzen. Niemand sprach auf dem ganzen Weg, als der sich wild geberdende Alte; denn Frau Christine konnte einen geheimen Unwillen gegen den Bergmann nicht unterdrücken, dessen Niederträchtigkeit ihr doch aus der Ohrenbläserei deutlich werden wollte, wodurch er dieses widrige Verhältniß herbeigeführt hatte.

Zu Hause angelangt, mußte sich auf des Vaters strengen Befehl Magdalena sogleich zu Bette verfügen, mit der Weisung morgen nicht eher zu erscheinen, bis sie gerufen würde. Für ihr zerrissenes Herz war dieser Befehl einiger Trost; sie konnte doch allein den Ausbrüchen ihres Schmerzes freien Lauf lassen. Ungehindert flossen ihre Thränen auf das Lager; kein Schlaf erquickte die ganze Nacht hindurch ihre thränenwunden Augen.

Der erzürnte Klinger aber zog Gotthardt in die Stube; Christine mußte für neuen Wein sorgen. Der Schlaue konnte von dieser Stimmung des Alten den sichersten Erfolg seiner Absicht erwarten und trug deshalb die Bitte vor, ihm Magdalenen zum Weibe zu geben. Mit offenen Armen wurde er aufgenommen; der Zorn des eitlen Vaters legte

sich augenblicklich. Beide gaben sich Wort und Handschlag, und als Christine mit dem gefüllten Weinkruge in die Stube trat, war die Sache richtig.

„Frau!“ rief ihr Klinger entgegen, „der Gotthardt wird unser Schwiegersohn. Wir sind eins worden; gieb du ihm die Hand auch drauf; dann laßt uns die schlechte Geschichte von diesem Abend vergessen und wieder guter Dinge sein!“

„Ich wünsch euch Glück!“ sagte Christine eben nicht erstaunt und nicht mit allzugroßer Freude. „Der Himmel gesegn es!“

„Um das Geschwätz über den Vorfall schnell bei den Leuten zu unterdrücken, wo es gar bald sein wird,“ bemerkte Gotthardt listig, „so dächt ich, wir machten bald Hochzeit. Dadurch schlagen wir allen bösen Ruf, in den Lenchen unvermeidlich kommen muß, auf einmal nieder. Sie ist meine Frau und Niemandes Mund darf sich sie zu tadeln erkühnen.“

„Wahr gesprochen!“ erwiederte der Meister. „Wir wollen's bald in's Reine bringen. Wenn's euch gefällt, diese Woche noch.“

„Ihr kommt damit meinen Wünschen nur entgegen,“ erwiederte der Bergmann.

Nun ward Alles abgeredet und bestimmt, und beim Weine saßen sie bis nach Mitternacht zusam-

men. Der neue Schwiegersohn blieb im Hause, weil's schon zu spät war, um nach seiner Wohnung zu gehen, auch um morgen gleich bei der Hand zu sein, wenn Lenchen gerufen würde. Indeß die Dulderinn ihr schlimmes Loos ahnend sich fast die Hände wund rang, wälzte sich der sinnliche Gotthardt auf seinem Lager und mahlte sich seine baldigen Freuden mit den schönsten Farben aus.

Sobald der Tag angebrochen, schickte Klinger nach dem würdigen Beichtvater und ließ ihn mit der Meldung des Vorhabens sogleich zu sich bitten. Bruder Sebastian trat mit freudefunkelnden Augen ein; denn er hoffte ja, daß sein Waizen nun auch bald blühen werde. Im Halbkreis saßen die drei Männer um den Tisch, als ob sie Gericht halten wollten; Frau Christine wurde abgesandt, das Schlachtopfer herbeizuführen. Bebend ging sie. Lenchen hatte sich wieder Fassung errungen; sie hatte inbrünstig gebetet und alle die frommen Entschließungen des vorigen Tages wieder in ihrem Herzen befestigt. Schweigend folgte sie der Mutter; und doch fuhr sie heftig zusammen, als sie in die Thüre trat und das Triumvirat erblickte. Der Vater zog sie vor den Tisch, geduldig stand sie, ihr Todsurtheil zu empfangen. Der schreckliche Mönch sprach es;

er machte sie mit dem Willen Gotthardts und ihrer Eltern bekannt und ermahnte sie gehorsam zu sein. Stumm hörte sie seine lange Rede an; nur einzelne große Tropfen perlten aus ihren Augen. Gefragt wurde sie weiter nicht, ob sie ihre Zustimmung gebe. Die eingeladenen Nachbarn und Freunde traten herein, ihre Glückwünsche abzulegen; das arme Mädchen blickte immer stumm vor sich hin. Auf Anregung ihrer Mutter gewann sie es sogar über sich, den Leuten zu danken. Unbekümmert um ihren tobenden Schmerz zechten die Andern und der halbberauschte Bergmann zog sie endlich auf seinen Schoos; sie ertrug es.

In einer Stunde wußte das ganze Städtchen, daß Klingers Lenchen die Braut des reichen Bergmanns sei; Niemand konnte sich erklären, wie das so schnell gekommen. Auf der Scene des vorigen Abends ruhte gar lange der Schleier des Geheimnisses; denn die Köhler hüteten sich wohl, etwas davon zu verrathen.

Gotthardt kaufte dem Kloster ein großes Haus in Grünhain ab, richtete sich schnell eine bedeutende Wirthschaft ein und da Alles von vielem Wohlstande zeugte, so erregte er die größte Aufmerksamkeit, und von manchem Mädchen wurde die unglückliche Mag-

dalena beneidet. Sonntags darauf wurde das Paar getraut; der Abt Liborius verrichtete selbst die heilige Handlung. Magdalena behielt immer ihre Standhaftigkeit; nur da sie als Frau in das neue Haus trat, wo sie künftig ihr Leben vertrauen sollte, sank sie der bekümmerten Mutter ohnmächtig in die Arme. So viel Geld auch Klinger und sein Eidam hatten aufgehen lassen und so kostbar Alles beim Feste eingerichtet war; die wahre Freude wollte sich bei den vielen Gästen nicht einstellen; denn bleich und unbeweglich, die rothen Augen stets auf eine Stelle gerichtet, saß die Braut einem Marmorbilde ähnlich an der reichbesetzten Tafel; ihr Geist schien ganz abwesend; denn sie antwortete auf die an sie gerichteten Fragen gar nichts oder verkehrt. Der begehrliche Mönch baute auf ihren trostlosen Zustand seine lüsternen Plane; er hoffte sie bald zu trösten und zu erheitern.

Die Hochzeit war vorüber, das Opfer gefallen; trübe wurden die Tage, des traurigen Winters Vorboten meldeten sich. Magdalena war gelassen in der Gegenwart ihres häßlichen Mannes; aber, wenn er im Bergwerke war, weinte sie still und nur die Mutter war ihres Grams Vertraute. —

Wiland war am Montag Morgen fast besinnungslos von seinen Gefährten im Walde gefunden worden. Stumm und verschlossen blieb er die folgenden Tage, arbeitete mechanisch und mit Hast was ihm unter die Hände kam, und nur zuweilen, wenn er hinab in das Thal blickte und das Bergwerk sah, zuckte es wild in seinem Gesichte und ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust. Das Gerücht von Lenchens Verlobung war natürlich bald in die Köhlerhütten gedrungen, doch schonend verbarg man es dem leidenden Burschen. Als der folgende Sonntagmorgen kam, war er plötzlich verschwunden. Ängstlich suchte ihn Schmidt, sein Vetter, da fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ob er wohl doch etwas erfahren und nach Grünhain gegangen sein möchte; und von der Verzweiflung des jungen Menschen das Gräßlichste befürchtend eilte er mit unruhiger Hast nach der Stadt. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht. Wiland war von einem innern unerklärlichen Triebe geleitet dorthin entwichen, hatte sich bei den Leuten, die in Masse um das Kloster versammelt waren, um das Brautpaar zu sehen, befragt und war dann still in die Kirche geschlichen. In einer einsamen Ecke fand ihn Schmidt. Kein Zeichen der Verwunderung gab er von sich, als sein

Pflegevater zu ihm trat und auf die Frage, was er hier zu beginnen gedenke, antwortete er ziemlich ruhig, er wolle ein Lamm vom Wolfe hinwürgen sehen. Seine Ruhe war fürchterlich. Unbewegt blieben seine Augen, sein Gesicht, als er die bleiche Braut erblickte, fast ohne Athem zu holen stand er während der ganzen heiligen Handlung. Nach derselben drängte er sich hastig unter die an der Seite des Wegs stehenden Menschen, welchen das Paar nach Hause zu nehmen mußte. Schmidt faßte ihn fest am Arme. Mit niedergeschlagenen Augen ging Lenchen vorüber, sie sah den Geliebten nicht; aber Gotthardt, der froh triumphirend seine Augen in der Menge umher warf, wurde von dem zermalmenden Blick des jungen Köhlers so hart getroffen, daß er verwirrt seine Schritte verdoppelte. Mit Mühe zog der besorgte Schmidt seinen Neffen fort, dem die verhaltene Wuth den Schaum vor den Mund trieb. Nur sehr schwer war er zur Rückkehr zu überreden, weder Freunde und Verwandte, noch Wohnung und Berg wollte er wieder sehen, dort lag ihm ja ewig das verhaßte Bergwerk vor Augen. Schmidt versprach ihm gleich morgen mit nach Elterlein zu gehen, und den folgenden Frühling solle er seine Meiler in einer andern Gegend brennen lassen. Endlich

folgte er; unterwegs aber brach er in lauten Jammer aus.

„Das war's," klagte er, „weshalb mir stets so sehr vor dem Winter bangte. Wie werd ich ihn ertragen können! Für mich ist nun Alles todt."

„Sei ein Mann, Christoph!" verwieß ihm Schmidt die verzagten Klagen. „Schäme dich deiner Weichlichkeit! Mit dem Frühling wird's dir wieder besser werden, und diesen Winter wollen wir dir schon die Zeit vertreiben."

Ungläubig schüttelte Wiland den Kopf. Als sie zu Hause angelangt waren und er das Bergwerk erblickte und ihm einfiel, daß sein tödtlicher Feind täglich den Weg an ihren Hütten hinnehmen, daß er mit ihm, ja mit Lenchen unvermeidlich zusammentreffen müsse, da tobte er von neuem. „Vetter," sagte er, „ich halt's nicht aus; ich will heute selbst noch fort nach Elterlein. Hier wird mir jede Minute zur Höllenqual."

„So gehe mit Gott, mein Sohn!" sprach gerührt der Köhler; Margaretha kam auch weinend herbei. Beiden dauerte des armen Jungen. Da ging Wiland hin zu seiner geliebten Quelle, an der er so oft von Lenchen geträumt, wo er zuletzt noch in ihren Armen den Himmel offen gesehen hatte,

eh ihn der entsetzliche Schlag getroffen. Wehmüthig nahm er einen frischen Trunk und dann Abschied von ihr; schweigend drückte er den theuren Pflege-eltern die Hände und schied. Aber nicht nach Elterlein hinauf nahm er seinen Weg; was sollte der Unglückliche dort beginnen? Im Thale hinab lief er eilig nach Nordwesten zu, unbekümmert wohin ihn seine Füße tragen möchten und was er beginnen wolle. In die weite Welt, fern von dem Orte, der die schmerzlichsten Erinnerungen für ihn hatte, fort von der Stadt, die das geliebte Weib und den verhaßten Bergmann in sich schloß, wollte er, wohin, war ihm gleich.

So war er auf ungebahnten Pfaden über Berg und Thal durch Dick und Dünn fortgerennt, ohne sich umzusehen, bis der Strom der Mulde seinen Schritten eine andere Richtung gab. Abwärts verfolgte er das wilde Ufer des reißenden Bergstroms immer in seine düstern Gedanken versenkt. Plötzlich hörte er sich angeredet. „Wohin des Wegs, Bursche?" und als er die Augen aufschlug stand ohnfern von ihm auf einer kleinen Anhöhe ein langer hagerer Mann mit schwarzbraunem Gesichte und wunderlicher Kleidung.

„Mir gilt's gleich," erwiederte Wiland eintönig. „Ich suche mir ein Grab und das find' ich wohl überall."

„Du bist wohl toll?" lachte der Tater; — denn ein Solcher war der Anredende — „hast kaum mit der Nase in die Welt gesehen; weißt wohl viel, wie's hinter den Bergen aussieht, und schwatzest was vom Grabe. Dein Lieb ist dir wohl untreu geworden?"

Unwillig über den spottenden lustigen Ton des Mannes wollte Wiland weiter ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

„Na, nur nicht so hitzköpfig!" rief Jener und war mit zwei Sätzen vor ihm. „Du mußt doch Spas verstehen. Sag was fehlt dir, vielleicht ist zu helfen."

„Mir kann Niemand helfen."

„Vielleicht läßt sich aber doch dein Unglück erleichtern, wenn's sich auch nicht gleich mit der Wurzel ausrotten läßt. So thu doch nur das Maul auf!"

„Könnt ihr mir einen Herrn schaffen, der mich mit in den Krieg nimmt?" fragte Wiland plötzlich von einem Gedanken durchzuckt.

„Kann Rath werden," erwiederte der Tater. „Komm und folge mir!"

Unbesorgt wohin ihn der sonderbare Führer bringen werde, stieg Wiland hinter ihm her, den Berg hinauf, wanderte auf dem Rücken desselben ihm nach bis sie an einen Felsen kamen. An diesem stiegen sie bergab und standen nach einigen Schritten vor einer Höhle. Jählings schoß der Berg vor ihr ab bis in's Thal, wo gerade darunter die Mulde einen tiefen Kessel bildete. Mehrere braune häßliche Gesichter guckten neugierig aus der Höhle. Wiland besann sich, daß er vor der berüchtigten Teufelskluft und unter den noch berüchtigtern Tatern stehe. Zu jeder andern Zeit würde ihn Furcht vor diesem Hexenvolke angewandelt haben; jetzt war's ihm ganz willkommen, in ihre Gesellschaft gerathen zu sein. Sein Begleiter rief den Andern etwas zu, was Wiland nicht verstand. Eben schickte er sich an, die Höhle zu ersteigen, als ein Ritter mit einer Laute in der Hand am Arme eines schönen Mädchens den Berg unter ihm erklimmte. Bald waren Beide bei ihm.

„Nun was bringst du da für einen schwarzen Gesellen, Eule?“ fragte der Ritter, Wiland betrachtend.

„Einen Sohn des Jammers, Ritter Mosen,“ erwiederte der Tater. „Vielleicht könnt ihr ihm helfen. Zwar kenn ich selbst seine Wunde noch nicht;

er wird's aber bald von sich geben. Estrella sah den hübschen Jungen mit dem gramzerstörten Gesicht so gutmüthig und mitleidig an und sagte dann ihrem Ritter etwas in's Ohr, was dieser bejahte.

„Zurück mit ihm!" kreischte Chiskas Stimme aus der Tiefe der Höhle hervor. „Bringt ihn auf die Höhe des Felsens, dort sprecht mit ihm; noch hab ich seine Sterne nicht erforscht."

Alle stiegen wieder hinauf. Dort war auf dem ragenden Gipfel auf ebenem Grund eine Hütte mit Tisch und Bänken erbaut. Darin setzten sie sich nieder und Wilhelm von Mosen forderte den Köhler auf, ihm seinen Kummer zu berichten. Wiland faßte zu dem offenen redlichen Gesicht des Ritters und zu Estrellas heiteren gütigen Mienen Zutrauen und beichtete aufrichtig vom Anfang bis zum Ende sein Unglück. Estrella weinte helle Thränen. „Der Gotthardt" sagte sie, „ist doch ein böser Geselle; nie hab ich ihn leiden können; aber er ist Chiskas und Nekos Liebling und mächtig durch den Beistand ihrer Kunst. Wir können dich und deine Geliebte nur bedauren, armer Junge. Wohl sind wir selbst mittelbar an deinem Verluste schuld; doch wenn nicht der Bergmann, so hätte bald ein Anderer dir deine Geliebte entführt; du selbst hättest sie nie von ihrem

strengen Vater erhalten. Trennung ist das trübe Loos vieler Herzen; tröste dich mit Andern.“ Dabei blickte sie wehmüthig ihren Ritter an, der die Deutung dieser Worte wohl verstand.

„Willst du mein Knappe werden, Bursche?“ fragte Mosen den jungen Köhler. „Dann ziehst du mit heim auf meine Burg, wo wir diesen Winter unter Waffenübungen und Vorbereitungen auf den nahen Krieg zubringen. Mit dem Frühling geht das Schlagen los, da kannst du bald was leisten.“

Gleichsam als hätte ihm ein Engel diesen Vorschlag gethan, stürzte Wiland vor dem Ritter auf die Knie, erfaßte seine Hand und rief: „Um Gott, Herr Ritter, nehmt mich auf, ich will euch treu und eifrig dienen; führt mich aber mitten in die wildeste Schlacht, dort hoff ich wird's mir wieder wohl werden.“

„Ein Wort!“ sagte der Ritter. „Nur noch wenige Tage verweilen wir hier; diese kurze Zeit wohnst du im Schlosse zu Stein da unten, wo das Thal sich erweitert. Folge mir, ich will dich dahin bringen.“

Mit einem Theil seiner Schmerzen weniger, gehorchte Wiland dem Befehl und ging in einiger Entfernung dem schönen Paare nach. Estrella drückte

zum Dank für die Erfüllung ihrer Wünsche dem Ritter zärtlich die Hand.

„Wer ist dieser Gotthardt?“ fragte er sie. „Schon oft habe ich euch von ihm sprechen hören.“

„Ein sehr böser Mensch,“ erwiederte Estrella. „Vor einigen Jahren hat er sich in Böhmen an uns geschlossen, weil ihn der Arm der Gerechtigkeit wegen seiner Frevelthaten verfolgte. Bald war er mit Chiska und Neko einverstanden und wer weiß, wozu er sich von ihnen brauchen ließ. Ich war noch schier ein Kind und konnte nichts hindern. Von Neko lernte er den Bergbau und wird von diesem nun benutzt, die nahen Bergwerke zu betreiben. Von uns selbst konnte nichts Bedeutendes vorgenommen werden; auch mußte sich Neko, um einen guten Gewinnst aus den unterirdischen Schätzen, die er hier und im ganzen Gebirge verborgen weiß, zu ziehen, mit dem Abt des Klosters in Verbindung setzen. Mit Freuden wurde er dort aufgenommen, erhielt Schutz für uns und das Versprechen eines Theils der Ausbeute. Gotthardt wurde nun herbeigeholt, vom Abt und Neko sehr unterstützt und kann deshalb für einen reichen Mann gelten, obgleich er es noch nicht ist. Doch wird er sich bald Reichthümer erworben haben.“

„Konntest du aber die Heirath nicht verhindern?“ fragte Mosen.

„Erst heute erfahre ich das erste Wort davon. Klüglich hat man mir Alles verborgen und Neko hat mit den Mönchen die Sache allein betrieben. Nun ist es nicht zu ändern; ich kann nicht gegen Chiskas Macht handeln.“

„Die Zeit wird die Schmerzen des Armen heilen, so wie sie die meinigen lindern muß. Auch mich trennt ja das unbezwingliche Schicksal bald von der Hälfte meines Herzens.“

„Wenn der Frühling kommt, sehen wir uns wieder,“ flüsterte Estrella, und ein feuriger Kuß brannte auf ihren Lippen. Dann griff der Ritter wehmüthige Accorde auf der Laute und wanderte an dem Arm seiner Schönen durch das wilde Thal an dem eilig dahin stürzenden Strom hinab. Wiland ging gedankenvoll hinterdrein.

Als sie im hochthürmigen Schlosse angelangt, entließ Mosen den Cäsar, der zeither die Stelle eines Knappen versehen, und wieß Wiland seinen neuen Posten an. Gelehrig horchte dieser auf jedes Wort und begriff den Dienst leicht. Hurtig ging er sogleich an das Geschäft, so daß der Ritter seine Freude an ihm sah.

Der kühle Abend war unterdessen gekommen und Wilhelm schlich wieder durch das hintere Pförtchen der Burg hinaus an den Bergrücken, an welchem die Burg lehnt und in dessen Gerbirgsfortbildung, Mehltheuer genannt, die Höhle lag. Hinter den Felsen am Schlosse erwartete ihn Estrella wieder. Auf einer Rasenbank ruhte er bald in den Armen des liebenden und geliebten Mädchens; rechts ragte das feste hohe Schloß in die ergrauenden Himmelswolken, hinter ihnen thürmten sich die Felsenblöcke auf, links erhob sich die mäßig hohe Bergkette und zu ihren Füßen glitt der Strom durch sein felsiges Bett sich weit hinüber ausbreitend. In seinem spiegelreinen Gewässer schimmerte der glührothe Widerschein des letzten Sonnengrußes. Wilhelm griff wieder in die Saiten und sang, von Estrellas reiner harmonischer Stimme erwiedert:

„Wenn der Abend duftig stille
Wandelt durch die Thäler hin,
Ruh ich an des Busens Fülle
Meiner holden Königinn."

„„Wenn des Tags Gestirn versinkend
Purpurner die Wellen küßt,
Eil ich dorthin, wo mir winkend
Meines Königs Aug' mich grüßt.""

„Auf dem Busen träum ich selig
Meines Lebens schönsten Traum,
Und die Nacht berührt allmälig
Uns mit ihres Kleides Saum."

„„Und es strahlen mir die Augen
Heller als des Tages Stern;
An den Lippen kann ich saugen
Meines Königs, meines Herrn.""

„Und mit meinem Arm umwind ich
Meine Königinn und weich
An dem Busen ruhend find ich
Drin ihr großes weites Reich."

„„An den Augen, an dem Munde
Überraschet mich die Nacht;
Und ich fühl zu jeder Stunde
Stärker seine Königsmacht.""

Als sie geendet, sanken sie sich von den zärtlichsten Gefühlen gezogen wieder in die Arme; aber plötzlich wurden sie durch ein lautes Beifallklatschen von einander geschreckt. Rasch und bestürzt wandten sie sich um, und Mosen erblickte zu seiner nicht geringen Verlegenheit den Grafen Friedrich von Schönburg, den Besitzer des Schlosses Stein, der kaum eine Viertelstunde im Thale, welches der Bergrücken Mehltheuer vom Muldethal trennte, auf dem Schlosse Hartenstein wohnte. Dicht hinter dem Felsen, vor

welchem das liebende Pärchen saß, ging die Straße von Stein nach Hartenstein hin; er war vorüber geritten, hatte den Gesang gehört, war vom Pferde gestiegen und dem Schall der Stimmen nachgegangen.

„Gott grüß euch, mein lieber Gast!" redete er den Ritter Mosen an. „Haltet mir's nicht für ungut, daß ich euch störe in eurem schönen Spiel. Aber der reizende Klang und die Neubegierde, die Schöne, die euch beglückt, kennen zu lernen, lockten mich unwiderstehlich heran." Mit diesen Worten sprang er herab; Estrella hatte sich aber schon in ihren weiten Schleier dicht gehüllt und das schärfste Auge hätte keinen ihrer Züge entdecken können.

„Graf," sagte Mosen verlegen, „euch trieb wohl noch eine andere Absicht."

„Nun ich gesteh's gern," erwiederte Jener; „ich wollte mich überzeugen, ob es wahr sei, was man hierherum allgemein von euch spricht; und da das nun geschehen ist, so nehme ich eben so wenig Anstand, euch freundschaftlichst zu warnen. Das Gerücht kann leicht zu den Ohren eurer Mutter und der ganzen Ritterschaft gelangen, und das möchte unangenehme Folgen für euch haben. Nehmt den Rath, euch bald von hier zu entfernen, so auf, wie

ich ihn euch gebe. Seid versichert, daß ich es sehr gut mit euch meine."

„Ich bin euch dafür Dank schuldig, Graf," entgegnete Mosen empfindlich; „doch wäre meine baldige Abreise auch ohne denselben vor sich gegangen. Ich ergreife deshalb die Gelegenheit, euch für eure Gastfreundschaft meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen; ich reise morgen schon."

„Ritter, ich wollte euch nicht beleidigen und doch sagt mir der Ton eurer Stimme, daß ihr euch verletzt fühlt. Ich war stets euer Freund, ich hoffe es ferner zu bleiben."

„Das wolle Gott!" erwiederte Mosen. „Darf ich auf eure Verschwiegenheit rechnen?"

„Ihr könnt Schlösser auf sie bauen. Aus meinem Munde geht kein Laut über das hervor, was ich gesehen und gehört habe. Und so lebt wohl."

Schnell war der rüstige junge Graf ihren Blicken entschwunden. Von bösen Ahnungen und den Schmerzen des nahen Scheidens durchdrungen sanken sich die Liebenden einander an die Brust und tranken lange ihre warmen Küße.

Schweigend wandelten sie dann wieder hinauf nach der Höhle. Zwischen den Felsen waren meh-

rere kleine Hütten erbaut. In einer derselben hatte ihnen die Liebe ihr Lager gebettet. Dort brachten sie die letzte selige Nacht noch im Genusse aller süßen Gaben zu, welche sich zwei zärtliche Herzen bieten können. Wilhelm schlürfte noch einmal den Becher der höchsten Erdenlust in den Armen seiner Königinn und leerte ihn wonnetaumelnd bis zum Boden. Wie die Natur rein und unbefangen in ihrem ewig fruchtbaren und doch ewig keuschen Schoße alle die süßen Früchte erzeugt, die des lebenden Geschöpfs Dasein verschönen und ihm durch den hinfälligen nur als Mittel dienenden Stoff das rein geistige Entzücken bereitet, so brachen sie ihre Kinder in seliger Stunde auch rein und unbefangen und blieben der Mutter treu in ihrem Genusse; denn was wahre Liebe fordert und gewährt, das ist stets umfangen von dem Mantel der züchtigen Keuschheit. Die Form ist stets dieselbe; nur der in ihr wohnende Geist, die Reinheit des Willens und der That, die Körper und Geister zusammenführen, bilden den Unterschied zwischen der hohen göttlichen Liebe und der gemeinen menschlichen Sinnlichkeit.

Der neue trübe Herbsttag begrüßte den Ritter auf seinem Rosse. Hinter ihm her in den knappen Leibrock gehüllt, mit schwankender Feder am hell=

blauen Baret, ritt Wiland rüstig und tummelte den hohen Gaul. Er war ein stattlicher Kämpe geworden. Die Sehnsucht schnell aus der bekannten Gegend zu kommen wurde zur Ungeduld; der Ritter verstand ihn, und bald jagten sie in sausendem Galopp davon.

Günther von Schwarzburg = Schwarzburg war der Letzte seines Stammes. Nur zwei Töchter waren aus seiner Ehe erblüht, von denen die Ältere an Graf Ludwig von Gleichen, Herrn zu Blankenhain, die Jüngere an Heinrich von Gera, Herrn zu Lobenstein, vermählt war. Diese beiden Schwiegersöhne Günthers trachteten nach dessen reichen Besitzungen und suchten den alten Grafen zu bereden, sie zu seinen Erben zu machen. Aber in seinen früheren Jahren schon hatte der Graf mit seinen Vetter, dem Grafen Heinrich 29 von Schwarzburg = Blankenburg einen Erbvertrag errichtet. Nach dem Tode des Letzteren war er nicht aufgehoben und deshalb mit seinen Rechten an den jungen Heinrich 31, den Sohn, übergegangen. Aber Graf Ludwig von Gleichen bearbeitete seinen Schwiegervater so lange, bis dieser an seinen Vetter Heinrich wortbrüchig zu werden beschloß. Um einen guten Beistand zu haben, wenn die Sache zu Thätlichkeiten kommen sollte, was zu vermuthen stand, hatte sich Ludwig heimlich mit den Freunden des Churfürsten verbunden und der Versammlung zu Thamsbrück beigewohnt.

Nun, da er und sein Schwager, Heinrich von Gera, von Günther das schriftliche Erbversprechen erhalten hatten, vermochte er Beide, der churfürstlichen Partei beizutreten. Heinrich von Schwarzburg = Blankenburg wandte zwar alles Mögliche an, um den alten Günther an die Pflicht des Worthaltens zu binden, aber es halfen weder Bitten noch Drohungen und der Schmerz, ein so schönes Land zu verlieren, brachte ihn bald zu dem Entschlusse, kräftigere Maßregeln zu ergreifen.

Fastnacht des Jahres 1447 war unterdessen herangekommen und Günther zog mit seinen Schwiegersöhnen nach Erfurt, wo sie verabredetermaßen eine Menge der mächtigsten Herren aus Thüringen und den angränzenden Ländern versammelt fanden. Außer denen, welche schon in Thamsbrück gewesen waren, kamen hier die Grafen Günther und Hans von Beichlingen, die Schenken von Tautenburg, die Grafen Vollrath und Günther von Mansfeld und viele Andere zusammen; der Erzbischoff von Magdeburg, die Bischöffe von Merseburg und Naumburg schickten Bevollmächtigte, durch welche sie dem Bündnisse gegen den Herzog beitraten; die Bürgerschaft der Stadt Erfurt schloß sich an, und so war der Bund in kurzem groß und stark. Die Meisten

stimmten dafür, wie man auch früher schon beschlossen hatte, erst eine Gesandtschaft an den Herzog abgehen zu lassen, aber Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera hatten eine starke Partei dagegen geworben; denn sie befürchteten mit Recht, sobald der Herzog den Verbündeten Manches nachgeben und sich mit ihnen versöhnen würde, möchte er darauf dringen, daß die Ansprüche Heinrichs von Schwarzburg = Blankenburg, der auf seiner Seite stand, geltend und ihre schönen Hoffnungen zu nichte gemacht würden. Und sie setzten es durch, daß man den Herzog ganz überging und dem Churfürsten Treue und Ergebenheit versichern ließ. Günther von Schwarzburg und seine Schwiegersöhne legten dem Churfürsten zugleich ihre Wünsche an's Herz, baten um Aufhebung des Erbvertrags und um Bestätigung des Vermächtnisses Günthers, wodurch das Land nach seinem Tode an Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera fiele. Der Churfürst froh, einen so mächtigen Anhang in Thüringen gefunden zu haben, gab gern Alles zu und versicherte diese Einzeln so wie die ganze Versammlung seines Schutzes und seiner Gnade. Die Verbündeten gingen hierauf auseinander um sich zu rüsten.

Schon im April begann der erbitterte Ernst von Gleichen die Feindseligkeiten, ohne auf die Andern zu warten. Er hatte einen Haufen von achthundert Mann zusammen gerafft und brannte vor Ungeduld, seine Rache befriedigen zu können. Wüthend stürzte er über die Vitzthumische Pflege bei Camburg her und verwüstete Land und Dörfer grausam. Dieser erste Angriff war für die Andern das Signal. Der Erzbischoff von Magdeburg, Bruno von Querfurt, Graf Günther von Mansfeld eroberten Schloß und Stadt Nebra, Apels Eigenthum. Hermann von Harras und die Grafen von Beichlingen besetzten die gleichfalls Jenem gehörige Stadt Wiehe mit dem Schlosse; jeder Ort, der sich zu widersetzen wagte, wurde zerstört und seine Ländereien zu Grunde gerichtet. So geschah es um Rosla und Dornburg, wo Graf Ludwig von Gleichen und Heinrich von Gera übel haus'ten.

Herzog Wilhelm schäumte vor Wuth über die Untreue seiner Lehnsleute. Mit so viel Leuten, als er schnell zusammen bringen konnte, zog er gegen das Schloß Wendelstein, den Sitz Christians von Witzleben, und nahm es mit Sturm. Ohne Schonung warf er Christians Gemahlinn heraus und erbitterte, durch diese unzarte Behandlung einer Edel-

frau die Gemüther seiner Gegner immer mehr. Das Schloß selbst zerstörte er von Grund aus. Ein gleiches Schicksal hatte gleich darauf das Hermann von Harras gehörige Schloß Atzmanstedt.

Dieses waren die Vorläufer des Kriegs. Fürchterlich entbrannte er nun von allen Seiten. Der Würfel war gefallen und die Kriegsfurie ließ alle ihre Schrecken los, Land und Menschen in den jammervollsten Zustand zu versetzen.

Um den Churfürsten Friedrich hatten sich seine Getreuen versammelt. Kunz von Kauffung war einer der Anführer des Heeres, unter seinem Haufen befand sich Wilhelm von Mosen mit dem kampfbegierigen Wiland. Hildebrand von Einsiedel und Niklas Pflug befehligten andere Abtheilungen. Der Churfürst selbst stand an der Spitze. Wie im Fluge überschwemmten sie den ganzen Erzgebirgischen Kreis, zogen von da über Altenburg nach dem Osterlande und verwüsteten Alles, was dem Herzog gehörte. Auf diesem Zuge nahm der Churfürst das Schloß Lichtenwalde, ein Besitzthum Apels Vitzthum, und übergab es Christian von Witzleben zum Ersatz für das zerstörte Schloß Wendelstein.

Der Mai war unterdessen vorübergegangen und hatte des Frühlings ganze Pracht enthüllt, aber mit

Wehmuth überschaute das Auge des unglücklichen Landmanns die Verwüstungen, die der üppig schaffenden Natur Hohn sprachen. Herzog Wilhelm rüstete sich immer furchtbarer; Zorn und Rache loderte aus seinem heftigen Gemüth. Der Churfürst bot gleichfalls alle Kräfte auf, seinen Plan durchzusetzen. So sah man einer Hauptschlacht entgegen. Kunz, der immer in seines Herrn Nähe war, fing allmälig an, demselben wieder gütlich zuzureden und von Friede und Einigkeit zu sprechen. Georg von Bibenberg war zu Hause geblieben und war ihm also nicht im Wege; Hildebrand von Einsiedel unterstützte ihn, und obgleich der Churfürst anfänglich hartnäckig schien, so lieh er doch den vereinten Worten seiner Feldherren endlich ein Ohr. Die drohende Heeresmacht Herzog Wilhelms that freilich auch das Ihrige hinzu.

„Mein Bruder," sagte er einst bei einem Zwiegespräch mit Kunzen, „taugt nicht zum Regieren. Die Possen, die er im Kopfe hat, sind heut zu Tage kaum einem Raufbold mehr anständig. Mit dem Zuschlagen ist nicht Alles abgethan."

„Erlaubt mir," erwiederte Kunz, „wenn ich darin etwas anderer Meinung bin. Der Herzog ist ein handfester Ritter nach alter guter Weise; das

neue Wesen ist ihm verhaßt. Ihm stellen sich die edeln Männer der Vorzeit in all ihrer Kraft und Herrlichkeit dar, und ihnen nachzufolgen, gleich zu sein, ist sein Streben. Und fürwahr da hat er so unrecht nicht; es ist gewiß eine große kühne und kräftige Zeit gewesen, als das wahrhaftige Ritterthum noch blühete. Solcher Helden, wie jene erzeugt hat, bringt unser Geschlecht nur noch wenige hervor, die an alter herzlicher Sitte hängen, bei denen Wort und That eins sind. Herzog Wilhelm ist ein solcher; sein Gemüth ist gerade aufrichtig und ehrlich, und wie sein Sinn stark und kräftig, so ist's sein Arm; wie jener hart, so ist's sein Schwert. Das aber ist eben der Punkt, wo ihn die Wichte umgarnen; sie spiegeln ihm alte teutsche Treue und Herzlichkeit vor, sie ahmen ein herrliches altes Ritterwesen zum Scheine nach. Von außen sieht sich das Ding angenehm zu; inwendig aber sind sie lauter Lug und Trug. Das sieht aber der Herzog nicht und meint er hat Leute so recht nach seiner Art um sich."

„Kunz, ihr seid auch auf dem falschen Wege, so gut wie mein Bruder. Was träumt ihr da Alles vom alten guten Ritterthum. Die Sache ist herrlich gewesen zu ihrer Zeit; nun ist's vorbei. Ein

Blinder müßt ihr sein, wollt ihr nicht sehen, daß sich's jetzt nm was Anderes handelt."

„Ei, immer um Treu und Glauben, teutsche Redlichkeit und Tapferkeit. Solche Tugenden sollen mit Gott ihren Werth behalten in alle Ewigkeit."

„Dagegen hab ich nichts! Sie müssen sich in unseren Tagen nur in anderer Form zeigen. Die Treue, der Glaube, wie sie vor zweihundert Jahren blühten, mögen ihrem Gehalt und ihrer Reinheit nach auch unter uns walten, aber sich nicht so entäußern, wie damals. Jene Redlichkeit erfordert jetzt manche Einschränkungen; Zeit und Verhältnisse gebieten es, und wer klug ist, folgt ihren Eingebungen. Die Tapferkeit der alten Haudegen ist schier ganz unbrauchbar geworden. Was helfen uns unsere Schwerter, und wären sie noch so lang und so scharf, was nützen diese starken eisernen Rüstungen, die sonst Lanzenstich und Schwerthieb abwendeten? Eine einzige Kanonenkugel wirft den Tapfersten zu Boden. Fürwahr die Zeit ist eine ganz andere geworden."

„Um desto mehr sollten wir uns wahren, daß wir die Alten blieben, sollten festhalten an der Sitte der Väter. Wir würden wohl jene Tage zu-

rückrufen können, an deren Gestalten mein Herz hängt."

„Wollt ihr allein gegen den Strom schwimmen, Kunz? Wißt ihr nicht den guten Spruch, daß Alles unter der Sonne seine Zeit hat? Glaubt mir, mit eurem Wesen ist's vorüber; die Verhältnisse des Lebens sind verschlungener geworden und deshalb schwieriger zu lösen, als mit der geraden Redlichkeit und dem scharfen Schwert. Es wird noch ganz anders kommen."

„Dann mag ich nicht mehr leben!" erwiederte Kunz mürrisch. „Soll denn auch Bruderliebe untergehen in eurer neuen Zeit?"

„Kunz, ihr seid bitter und kränkt mich. Wagt das nicht ferner! Ich weiß was ich stets meinem Bruder schuldig bin."

„Wohlan so schont seines Landes! Versöhnt euch erst in Wahrheit mit ihm und laßt einmal das Herz zum Herzen reden; dann wird sich das übrige finden. Der Apel müßte ein Teufel sein, wollte er dennoch zwischen euch treten. Ich denke, das läßt sich schon verhindern."

„Ich will abermals nachgeben," erwiederte der Churfürst, „obgleich ich sehr beleidigt bin. Aber damit ihr, dessen guten Willen ich kenne, und das

ganze Land sehe, daß es nicht an mir liegt, so soll ihm die Hand zum Frieden geboten sein, wenn er mir entgegen kommt. Ihr habt schon einmal den Friedensstifter gemacht, seht zu, wie weit ihr's jetzt bringt."

„Verlaßt euch auf mich und mein Wort!" rief Kunz freudig und verließ den Churfürsten, um sich zum Herzog zu begeben. Die folgende Stunde fand ihn schon auf dem Wege. Obgleich unwillig über seines Herrn geäußerte Ansichten, hielt er doch dieselben mehr für einen Widerhall von Bibenbergs schlechten Grundsätzen und hoffte sie mit der Zeit zu vertilgen und den Beherrscher Sachsens für die gute alte Sache wieder zu gewinnen. Im Lager des Herzogs traf er den Landgrafen von Hessen und den Markgrafen von Brandenburg, die Wilhelm eben bearbeiteten, die Feindseligkeiten einzustellen. Kunz wurde von diesen mit herzlicher Biederkeit empfangen, und vereint mit den beiden erstgenannten Fürsten überredete er den Herzog, eine Zusammenkunft zu bewilligen. Weislich verhüteten es die Vermittler, daß Apel Vitzthum nichts von der Verhandlung erfuhr, und als sie erst das feierliche Wort des Herzogs hatten, reiste Kunz wieder ab vom Landgrafen und Markgrafen begleitet. Durch

das Zureden seiner Schwäger gewonnen, willigte der Churfürst in die Zusammenkunft, die zur folgenden Woche in Naumburg gehalten werden sollte. Kunz war nun geschäftiger, als jemals; bald war er hier bald dort; der Churfürst und der Herzog zeigten sich ihm beide geneigt und er glaubte nun selbst sein Ziel nicht mehr fern. Der Erstere gestand Hildebrand von Einsiedel im Vertrauen, daß er thöricht gewesen, Bibenbergs Rathschlägen zu folgen, die unchristlich und verderblich wären, und daß es Kunz weit besser mit ihm vorhabe. Diese Äußerung erfuhr Kunz sogleich wieder und sie erfüllte ihn mit großer Freude. Zugleich stieg in seinem Geiste ein neuer Plan auf, von dem er sich große Wirkung versprach. Der Churfürst war nämlich fromm und gottesfürchtig und ein Freund der Geistlichen. Wenn er sich in Meißen aufhielt, pflegte er viel mit dem Bischof dieser Stadt umzugehen und sich manchen Rath von ihm zu erbitten. Dieser war Kaspar von Schönberg, der Bruder von Kunzens Mutter. Kunz war von ihm sehr geliebt und hatte oft in Meißen vertrauliche Zwiesprache mit ihm über den Zwist der fürstlichen Brüder gehabt. Doch da der Bischof kein großes Interesse an weltlichen Händeln nahm und lieber der Kirche mit allen Eifer

als ein gottergebener Mann diente, so hatte er sich bis jetzt nicht in den Streit gemischt und den Churfürsten weder zu noch abgerathen. Jetzt aber glaubte Kunz sei die Zeit gekommen, daß ein Wort seines Oheims zum Frieden gesprochen seine gehoffte Wirkung nicht verfehlen würde. Deshalb schickte er einen Boten mit einem Schreiben nach Meißen ab und ersuchte den Bischof um eine gütige Fürsprache beim Churfürsten. Und in kurzer Zeit erhielt er die gewünschte Antwort. Sein Oheim schrieb ihm, wie er zum Dienste Gottes das Versöhnungswerk übernommen und dem Churfürsten in das Gewissen geredet habe; kein Mittel, was das Christenthum darböte, sei von ihm unbenutzt gelassen; auch habe auf sein Veranstalten die Churfürstinn Margaretha ein Bittschreiben um Frieden an ihren Herrn erlassen. Die hohe Frau sehne sich vorzüglich nach ihrer Base Anna und wünsche eine Zusammenkunft, und wenn sie auch heimlich geschehen müsse, mit derselben gar sehr. Er möge daher dieselbe bald zu bewerkstelligen suchen.

Kunz hatte kaum diese erfreuliche Mähr vernommen, so eilte er schon mit seinem Knappen auf geheimen Wegen, verhüllt und unkenntlich nach Weimar, der herzoglichen Residenzstadt. Spät am

Abend langte er dort an und stieg im Hause eines ihm bekannten Bürgers ab. Hier erfuhr er, daß die Herzoginn vor einigen Tagen von einer Tochter genesen sei. Sie in der Nacht in's Geheim zu sprechen, wußte er keinen Weg weiter ausfindig zu machen, als sich an ihren Beichtvater zu wenden, der ihm als ein heiliger Mann beschrieben wurde, an dem Anna mit ganzer Seele hänge. Tief in seinen Mantel gehüllt ging Kunz nach dem Schlosse und verlangte von einem Diener ihn zum Pater Eusebius zu führen.

„Er ist bei der Herzoginn," erwiederte dieser.

„Desto besser! So ruf ihn und bringe mich nach seiner Zelle."

„Ihr müßt mir erst euren Namen sagen."

„Dir nicht; dem Pater will ich ihn schon sagen. Berichte nur daß ein Freund seiner harre."

Zögernd ging der Diener. Nicht lange so schritt ein hoher ernster Mann in der Kutte den Gang herab auf Kunzen zu und bemühte sich beim Scheine der Fackeln, die ihm die Diener vortrugen, ein ihm bekanntes Gesicht zu entdecken. Kunz trat ihm ehrerbietig näher und sagte: „Hochwürdiger, erlaubt mir ein Wort unter vier Augen; es betrifft eine euch betreffende Angelegenheit."

Schweigend leitete ihn der Pater in sein Wohnzimmer; die Diener setzten die Kerzen auf seinen Wink nieder und entfernten sich.

„Was ist euer Begehr?" fragte Eusebius mit einem scharfen prüfenden Blick auf Kunzen. Da schlug dieser den Mantel zurück und stand in der kostbaren funkelnden Rüstung vor ihm, eine riesige Gestalt, so daß der Pater einen Schritt zurückwich.

„Darf ein Mann von Wort und Treue auf eure Verschwiegenheit rechnen bei einer ehrlichen gerechten Sache?" fragte der Ritter.

„Wenn sie nicht gegen meine Pflicht streitet."

„Nein, ihr thut ein Werk der Liebe und der Barmherzigkeit."

„So laßt hören; ihr seht mich bereit."

„Meldet mich bei der Herzoginn und bittet sie mir ein kleines Gehör zu schenken in eurem Beisein. Doch darf keine Seele im Schlosse etwas davon wissen. Mein Name ist Kunz von Kauffung; was ich bin, sagt euch dieses stählerne Kleid."

„Es ist des Herzogs strenger Befehl, daß kein Fremder Zutritt zu seiner Gemahlinn habe, er sei weß Standes und Geschlechts er wolle."

„Ihr seid der Beichtvater der Fürstinn; ihr Befehl muß bei euch den seinigen überwiegen. Ihr

baut euch eine Stufe mehr zum Himmel, wenn ihr meinen Willen erfüllt, auch wird dieser Dienst weder von der Herzoginn noch von Andern unbelohnt bleiben. Ich weiß, ihr thut ihr eine große Liebe damit; drum befragt sie. Schlägt sie mein Begehr ab, so gehe ich gleich wieder."

Nachdenkend ging der Pater; ungeduldig erwartete Kunz seine Zurückkunft. Freundlicher als erst trat jener in die Zelle.

„Nach Mitternacht, wenn Alles schläft im Schlosse und die Wärterinnen entfernt sind, soll ich euch zur Herzoginn geleiten," lautete sein Bericht. „Unterdeß sollt ihr euch gütlich thun an Speis und Trank, womit ich euch gleich bedienen werde."

Nach wenigen Minuten stand der Tisch voll Lebensmittel; aber Kunz war zu unruhig, um viel genießen zu können, nur mit einigen Zügen aus der hellen Weinkanne stärkte er sich. Dabei betrachtete er seinen Wirth etwas genauer und überzeugte sich immer mehr, daß er nicht an den unrechten Mann gekommen sei. Im Gesichte des schon bejahrten Geistlichen lag viel erhabene Würde, seine Blicke waren ruhig und fromm; eine gottergebene Heiterkeit schwebte über seinem ganzen äußeren Wesen.

„Ihr seid der edeln Herzoginn mit ganzer Seele zugethan, Hochwürdiger, und das mit Recht," unterbrach Kunz das Schweigen.

„Wer sollte sie nicht lieben und verehren, der Sinn hat für weibliche Tugend und Größe!" erwiederte der Pater mit Feuer. Seine hohe Gestalt gewann dabei mehr Leben und Bewegung und aus seinen Augen leuchtete innere Freude. „Sie ist das herrlichste Weib, das ich kenne."

„Fürwahr ich muß euch beistimmen; sie ist der köstlichste Edelstein in des Herzogs Krone."

„Wohl, aber er hat nicht so viel eiteln Glanz und Prunk, um mit seinem Werthe dem Herzog immer in die Augen zu fallen."

„Ich versteh euch; er ist der Welt ergeben."

„Und sie dem Himmel; sie hat das beste Theil erwählt."

„Sie liebt ihren Gatten."

Mit unglaublicher Treue und Anhänglichkeit. Wollte doch der Himmel solche englische Liebe würde nur halb erwiedert! Doch laßt uns davon schweigen; es ziemt dem Knechte nicht, mit seinem Herrn zu rechten."

Schweigend wandelte der Pater fortan durch das Zimmer. Kunz lehnte im großen Ruhestuhl

seines Wirthes in tiefes Nachdenken versunken. Wunderbare verzerrte Gestalten der Zukunft tauchten vor seinem innern Auge auf; das Bild des Herzogs, Annas und der schönen Katharina mischten sich bunt durcheinander. Alles war wie ein böser Traum bei offenen Augen, aus dem ihn endlich des Paters Stimme weckte.

„Es ist Zeit, daß wir gehen," redete er ihn an; „die Thurmuhr hat schon lange die zwölfte Stunde verkündet. Die Herzoginn erwartet uns nun."

Leise auf den Zehen schlichen sie durch die finstern langen Gänge und Hallen des Schlosses. Alles Leben schien aus ihnen gewichen. Kunzen gemahnte es, als ging's in das Reich der Todten hin und der Pater begleite ihn auf seinem letzten Wege. Als sie eine breite Treppe hinaufgegangen waren, öffnete der Pater behutsam mit einem Schlüssel eine Thür. Ein Paar Lichtstrahlen fielen durch ein in dem Gange befindliches Fenster. Nachdem die Thüre wieder leise verschlossen war, faßte Eusebius den Ritter bei der Hand, führte ihn durch das Vorzimmer und schob die Thüre zurück, welche in das Gemach der Herzoginn führte. Mit heiliger Scheu trat Kunz in diesen Tempel der Unschuld. Ein Paar Kerzen brannten auf großen silbernen Leuchtern

auf dem Tische, hinter ihnen stand ein Lichtschirm. Dieser lenkte Kunzens Augen nach dem Bette, welches durch ihn mit matter Dämmerung übergossen war. In holder sittiger Anmuth lag die Herzoginn sanft schlummernd auf demselben. Züchtig war sie in ein schneeweißes weites Gewand gehüllt, in die Farbe der Unschuld, deren schönstes Bild auf Erden sie selbst war. Das goldene Haar floß aufgelöst über den rechten Arm herab, den sie unter das Haupt gestützt hatte; der linke Arm war hinüber gebogen und ihre Hände gefaltet, als ob sie unter Gebet entschlafen sei. Ein heiteres himmlisches Lächeln spielte in den Zügen ihres bleichen Gesichtes. Das matte Licht umwebte sie wie mit einem Heiligenschein. Ruhig und lieblich floß des Othems Welle aus ihrem kleinen Munde. Zu ihrer rechten Hand stand das Wiegenbett mit ihrem kleinen Ebenbilde, das so schön wie die Mutter schlief. Ihr zu Häupten stand ein kleiner Altar, mit einem Crucefix; über demselben hing ein Bild der Mutter Gottes mit dem Christuskind auf dem Arme. Auf dem Tische vor den Lichtern lag ein aufgeschlagenes lateinisches Gebetbuch. Man sah, daß sie zuletzt darin gelesen hatte. Kunz stand wie an den Boden gezaubert; kaum wagte er Athem zu holen in diesem Heilig-

thume, wo die Kinder des Himmels unsichtbar bei ihrer Schwester wohnten. Unwillkührlich falteten sich auch seine Hände und ein leises Gebet schwebte ihm über die Lippen. Als wenn mit dem Eintritt in dieses Gemach, wo der reine ätherische Geist der Tugend und Religion ihm entgegen wehte und seine weichen Schwingen ihm an die von Erdenwünschen bewegte Brust sanft anschmiegte, alles Unheilige und Unreine von ihm gefallen sei, hob sich sein Herz leichter und freier unter frommen Gedanken, die alle ein Gebet wurden, nicht mit Worten und Lauten ausgesprochen, aber tief empfunden im innern Wesen seines Seins.

Der Pater war am Bette niedergekniet, hatte die Arme kreuzweiß auf die Brust gelegt und das Haupt herabgebeugt. Auch er betete für die schlummernde Unschuld.

„Seht ihr diesen Engel!" flüsterte er dann Kunzen zu. „In solch holder Gestalt und nicht schöner wandeln ihre entkörperten Genossen oben im Urquell des Lichts in des Vaters Angesicht." Kunz verneigte schweigend das Haupt. Da trat Eusebius zum Lager und sprach: „Gelobt sei Jesus Christ!" Und Anna schlug die großen schönen himmelblauen Augen auf, die von ihrem überirdischen Vaterlande das herrlichste Zeugniß gaben. Kunz glaubte in die

wonnevollen Tiefen des Himmelreichs selbst zu sehen mit seinen Wundern und seiner Pracht, als ihr gütiger Blick auf ihn fiel, und neue Schauer der Andacht durchwehten ihn. Sanft erhob sich die schlanke Gestalt, ringte das seidene Haar auf den Scheitel und befestigte es mit der goldenen Nadel, sorgsam sah sie dann nach der Wiege hinüber.

„Mein werther Ritter Kauffung,“ redete sie nun mit weicher herzengewinnender Stimme, „was führt euch zu mir?“

„Zweierlei ist's, durchlauchtige Frau, daß ich zu eurem Dienst mich aufgemacht. Für's Erste hab ich die gute Hoffnung, daß wir bald Frieden haben im Land; die fürstlichen Brüder haben sich einander wieder genähert. Nun gehet meine Bitte dahin, ihr möget doch bei eurem Gemahl ein gut Wort einlegen und ihn bereden, daß er der bösen Rathgeber sich abthut und den Frieden ernstlich schließt.“

„O mein lieber Kauffung,“ fiel ihm die schöne Wöchnerinn in die Rede, „vermöcht ich bei dem Herzog das Geringste auszurichten mit meinen Bitten und Flehen, ich hätte mir die Hände wund gerungen, um ihn zu bewegen. Aber glaubt es, sein Herz ist wie Stein gegen mich. Nur für meine Worte allein sind seine Ohren taub. Doch ich will

noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ich will ihn bitten, flehen, seine Knie umfassen, bis er den Frieden annimmt und meines geliebten Vetters Willen erfüllt, der ja auch der meinige ist."

„Ist's möglich, edle Frau," entgegnete Kunz erstaunt, „daß ihr so wenig vom Herzog geliebt seid?"

„Wer sagt euch das, Ritter?" sprach sie bestürzt. „Klangen meine Worte wie eine Anklage gegen meinen Gatten und Herrn, so nehm ich sie zurück. Es wäre unbillig, mehr Liebe von ihm zu verlangen. Der wilde Krieg nimmt seinen Geist ein; er ist zu viel beschäftigt und deshalb entschuldige ich ihn gern und lieb ihn nach wie vor mit gleicher Anhänglichkeit und Treue. Doch laßt mich davon schweigen. Nur ein ungenügsames schlechtes Weib kann über ihren Gatten klagen bei einem Dritten, und dann hat sie sicher seine Geringschätzung verdient. Ihr spracht von zweierlei Ursachen eures Kommens, Kauffung, theilt mir die andere mit."

„Meine gnädige Churfürstinn, Frau Margaretha, trägt groß Verlangen, euch zu umarmen; ich weiß ihr habt schon lang nach ihr geseufzt. Nun gedenkt der Churfürst nach geschloßnem Frieden seinen Wohnsitz in Altenburg aufzuschlagen; die Churfürstinn wird mit ihren Kindern und dem Hofstaat

in einigen Wochen schon dort verweilen. Auf eurer Hochzeit bot ich euch meine Dienste an; ich bin gekommen zu erfüllen, was ich versprach. Gebt mir euren Wunsch zu erkennen, wann ihr mit meiner gnädigen Frau die Zusammenkunft zu halten gedenkt, und laßt mich dann für das Weitere sorgen."

„Ritter, ihr erfüllt das heißeste Verlangen meiner Seele; aber wo soll ich sie sehen, daß kein Verrätherauge mich entdeckt und meinem Gemahl die Mähr hinterbringt, der erzürnen würde über das Beginnen?"

„Wenn der Friede in kurzem zu Stande kommt, so wird er's euch sicher nicht wehren und dann kommt ihr nach Altenburg. Sollten sich aber die Unterhandlungen an des Herzogs Hartnäckigkeit wieder zerschlagen, oder in die Länge ziehen, so kommt in vier Wochen auf meine Burg bei Altenburg. Dort könnt ihr unerkannt so lange verweilen, als ihr wollt."

„Doch wie soll ich dahin gelangen? Wie vermag ich ohne Wissen meines Gemahl dieses Schloß zu verlassen? Nicht eine Stunde kann ich mich entfernen ohne seine Erlaubniß."

„Im Kloster zu Pegau befindet sich, wie ihr wissen werdet, ein wunderthätig Marieenbild. Führt

euer Erstgeborenes dahin und befehlt es der Obhut der heiligen Jungfrau. Unter dem Schutze der hohen Gottesmutter werdet ihr die Pflichten der Liebe und Verwandtschaft erfüllen, die euch in die Arme eurer Base führen. Nehmt diesen würdigen Mann, euren Kaplan, zum Begleiter mit auf die Reise, so kann der Herzog nichts argwöhnen; mir aber laßt Tag und Stunde wissen, so will ich euch mit einigen Knappen bei Pegau erwarten und euch sicher geleiten auf meine Burg, wo die Churfürstinn mit ihren Kindern, so wie mein eigenes Weib euch sehnsüchtig erwarten werden."

„Aber thu ich auch keine Sünde daran, mein Vater," wandte sich jetzt Anna zu Eusebius, „daß ich mit solchem Thun ohne meines Gemahls Mitwissenschaft ihn hintergehe und betrüge?"

„Fürchtet euch dessen nicht!" erwiederte der Kapelan. „Ihr betet täglich dreimal für ihn zu allen Heiligen und seid ihm sonst gehorsam in allen Stükken. Auch begeht ihr kein Schelmstück und nichts was eurer ehelichen Lieb und Treu Eintrag thäte; zwei fromme Werke sind eurer Reise Zweck. Wäre der Herzog so gottergeben wie ihr, er würd es nicht hindern. Habt ihr aber doch Besorgniß um euer

Seelenheil, so will ich euch sühnen und absolviren von aller Schuld."

Da strahlte der Herzoginn Antlitz verklärt von himmlischer Freude. „Ich komme, Ritter!" rief sie bewegt und reichte Kunzen ihre Alabasterhand. Dieser bückte sich gerührt nieder und küßte dieselbe ehrerbietig.

„Meldet meiner Base, wie sehr mich's nach ihr verlangt und daß mir jetzt schon das Herz vor Wonne zittert, sie bald daran zu drücken. Euch aber, edler Kauffung, soll's Pater Eusebius zu wissen thun, wann wir nach Pegau zu reisen gedenken. Geht mit Gott und vergeßt meiner nicht in eurem Gebet!"

„Amen!" sagte der Kaplan und schlug das Kreuz des Segens über Kunzen.

„Amen!" sagte leise der bewegte Ritter nach und faltete die Hände, gleich jetzt der frommen Anna zuletzt ausgesprochnen Wunsch zu erfüllen. Dann küßte er noch einmal der Reinen Hand, verneigte sich und schlich leise wieder dem Pater nach durch die Hallen bis zu einer kleinen Pforte, die ihm sein Führer leise öffnete. Unbemerkt kam er in's Freie. Durch die stille Nacht eilte er nach seinem Absteigeplatz, rüttelte den schlafenden Schweinitz auf und be-

stieg mit ihm, so wenig Lust derselbe auch dazu bezeigte, die Pferde. Im raschen Trabe flogen sie durch das Thor und über die ebene Fläche nach des Churfürsten Lager zu. Freundlich und milde sah die goldenaugige Frühlingsnacht auf sie hernieder. —

Der Churfürst war durch Kaspars von Schönberg, des Bischofs von Meißen, frommen Hirtenbrief so gerührt und weich gestimmt worden, daß er aller übereilten Pläne und seines Zorns vergessend nichts sehnlicher wünschte, als Frieden und Aussöhnung mit seinem Bruder. Kunz ermangelte nicht, ihn in seinen Ansichten zu bestärken. Dadurch stieg er immer höher in des Churfürsten Gunst und wurde ihm unentbehrlich; denn der Letztere sah in des Ritters Thun und Handeln nur die rechtlichsten uneigennützigsten Absichten. Kunzens eigentlicher Plan lag viel zu tief und versteckt, um von ihm erkannt zu werden. Der Hof kam nun nach Altenburg, und Georg von Bibenberg und der Kanzler Magdeburg, die innigsten Freunde und deshalb Kunzens Widersacher, erstaunten nicht wenig, diesen in steter Gesellschaft des Churfürsten zu finden, als sie zur Betreibung des Friedensgeschäftes nach Naumburg berufen wurden. Sie sahen bald ein, wie schwierig es sei, den kräftigen ihnen so gefährlichen Ritter wieder aus

ihres Herrn Gunst zu verdrängen, doch waren sie eben so gut unter einander eins, daß dieses zu ihrem eigenen Heil geschehen müsse. Die Mittheilung des Abtes Liborius gewann für sie nun erst recht an Werth; Schade nur, daß sie den verhängnißvollen Brief Kunzens nicht in Händen hatten. So vermochten sie ohne Beweis keine Anklage aufzustellen und schmiedeten in Geheim an dem Plan zu des verhaßten Ritters Sturz.

Der Churfürst begab sich mit seinem ganzen Gefolge selbst nach Naumburg; dazu gehörten die Heerführer Hildebrand von Einsiedel, Niklas Pflug und Kunz von Kauffung, alle drei die innigsten Freunde; ferner des Letzteren jüngere Brüder, Dietrich und Heinrich von Kauffung, Wilhelm von Mosen, Wilhelm von Schönfels, alle mächtige Anführer bedeutender Schaaren. Die Grafen Ernst und Ludwig von Gleichen, Heinrich von Gera, Hermann von Harras, die Grafen von Stollberg, Beichlingen und Mansfeld und noch viele andere thüringische Herrn kamen ebenfalls nach Naumburg. Auch erschien dort auf die Einladung des Churfürsten der Bischof von Meißen, Kaspar von Schönberg, der Oheim der Kauffunge. Bibenberg und Magdeburg wußten nur zu gut, daß alle diese Kun-

zens Freunde und Verbündete waren, und regten sich wegen der Stärke seiner Partei, die des Churfürsten und damit doch gleichsam ihre eigene Sache verfochten hatte, mit keinem Worte. Nicht wenig kränkte es Bibenberg, daß er selbst durch Briefe und Boten im Namen des Churfürsten alle die thüringischen Edeln zum Übergange aufgefordert und Kunzen dadurch leichtes Spiel gemacht ja zur Verstärkung seines Anhangs selbst alles Mögliche beigetragen hatte. Daß Kunz so fein ihnen diesen Streich gespielt, brachte seine Gegner in Wuth und sie schwuren seinen Untergang, auf welche Art auch immer derselbe zu bewerkstelligen sei.

Herzog Wilhelm hatte seinen Aufenthalt auf dem Schlosse Freiburg unweit Naumburg genommen; dort umgaben ihn die drei Brüder Apel, Busso und Bernhard Vitzthum, Bernhard von Kochberg, Friedrich von Witzleben und Graf Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg. Nach Naumburg kamen die Markgrafen Johannes, mit dem Beinamen der Alchymist, und Albrecht von Brandenburg, der teutsche Achilles genannt, als Abgesandte ihres Bruders, des Churfürsten Friedrich 2, des Schwagers der streitenden fürstlichen Brüder, der andere Schwager, der Landgraf Ludwig von Hessen,

der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe von Merseburg und Naumburg, die Abgesandten der Stadt Erfurt und viele Grafen und Ritter. Da man allen persönlichen Streit der fürstlichen Brüder vermeiden wollte, so übernahm Markgraf Albrecht des Herzogs, Ludwig von Hessen des Churfürsten Partei, und die Unterhandlungen nahmen ihren Anfang. Mit großer Feierlichkeit zogen alle paarweise, die weltlichen und geistlichen Fürsten in der höchsten Pracht ihres Standes, die Andern festlich geschmückt unter dem Geläute aller Glocken in die St. Georgenkirche. Ein großes Hochamt vom Erzbischof von Magdeburg und den übrigen Bischöfen gehalten, ging voran; darauf begann das Zwiegespräch. So sehr sich aber auch die Parteien in den Personen der verwandten Fürsten einander näherten, so verhinderte doch die beharrliche Forderung des churfürstlichen Anwalts, der Herzog solle die Vitzthume von sich entfernen, die Vereinigung. Der Markgraf von Brandenburg hatte den Auftrag, solches streng zu verweigern und da er, um nichts unversucht zu lassen, einen berittenen Eilboten auf das Schloß Freiburg schickte und den Herzog nachzugeben bat, so ließ dieser durch seines Bruders neue Anmaßung aufgebracht, trotzig erwiedern: der Chur-

fürst möge doch vorher an seinem eigenen Hofe aufräumen, es gäbe da schlechtere Gesellen, wie er nimmermehr um sich dulden würde. Den Apel Vitzthum, dessen Brüder und seine übrigen treuen Räthe würde er nicht von sich entlassen, und sollte der Krieg noch dreißig Jahre dauren. Ein zweiter Punkt, über den die Sachwalter nicht fertig werden konnten, war die Erbstreitigkeit der beiden Grafen von Schwarzburg. Heinrich von Schwarzburg-Blankenburg war unter der Bedingung zu des Herzogs Wilhelm Partei getreten, daß er ihm zu seinem Rechte und nach Günthers Absterben zu den schwarzburgischen Ländern verhelfen solle. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg verlangte also jetzt im Namen des thüringischen Herzogs von Günther von Schwarzburg-Schwarzburg die neue Bestätigung des alten Erbvertrags und das unverbrüchliche Versprechen, daß sein Vetter Heinrich sein alleiniger Erbe sein solle. Dazu war aber dieser so wenig, wie seine beiden Schwiegersöhne geneigt; die Letzteren hatten als ein Paar wackere Kämpfer im Kriege dem Churfürsten die besten Dienste gethan, und dieser hatte zum Dank die Aufhebung des Erbvertrags bestätigt und dem Grafen Ludwig von Gleichen und dem Ritter Heinrich von Gera den künftigen

Besitz der Länder ihres Schwiegervaters zuerkannt. Keine von beiden Parteien wollte ein Haarbreit nachgeben und so geschah es, daß man bis gegen Abend stritt und am Ende gar nichts ausgemacht war. Der Landgraf von Hessen begab sich zum Churfürsten, Albrecht von Brandenburg zum Herzog, um beide günstiger zu stimmen, damit sie den folgenden Tag mehr ausrichten möchten. Er erschien, und nach vorhergegangenen religiösen Zeremonien begannen die Fürsten wieder zu unterhandeln. Aber kein Haupt der Parteien hatte eine ausgedehntere Instruction erhalten, deshalb war eben so wenig wieder an eine Vereinigung zu denken, und sie schlossen endlich vorzüglich auf Kunzens Betrieb einen Waffenstillstand auf vier Wochen. Kauffung hoffte in dieser Zeit die Brüder selbst zusammen zu führen und dadurch zum Frieden günstiger zu stimmen. Die Parteien trennten sich und jede begab sich in das Lager ihres Fürsten. —

Eines Abends saßen die Brüder Kauffung, Mosen, Schönfels und Einsiedel in einem Zelte beisammen im trauten Gespräch, und beratheten sich, wie sie es anzufangen hätten, um Bibenberg und Magdeburg, die unfern davon in einem andern Zelte waren, den letzten Stoß versetzen zu können, um sie,

wenn auch vor der Hand noch nicht ganz zu entfernen, aber doch in des Churfürsten Augen ungültig zu machen. Da trat der Bischof von Meißen in seinem prächtigen Ornat herein. Sein ehrwürdiges Äußere, die stolze Haltung seines hohen kräftigen Körpers, das edle feurige Auge, das von des Greises Jugendfeuer sprach und die ergrauten einzelnen Locken geboten jeglichem Ehrfurcht. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und die Knappen entfernten sich.

„Es ist mir ein Schreiben an dich zugekommen, mein Sohn," redete er Kunzen an, der ihm mit freudigen Gruß entgegen ging: „ich wünsche selbst näher mit dir über den Inhalt desselben zu sprechen, und da es Eile hat, so hab ich mich selbst aus der Stadt zu dir begeben."

„Nehmt meinen Dank, hochwürdiger Ohm!" erwiederte der Ritter, nahm den Brief, erbrach und las ihn beim Lichte der Kerze. Er war vom Kaplan der Herzoginn Anna, Eusebius. Dieser benachrichtigte ihn, daß die hohe Frau mit ihrer Prinzessinn morgen nach Pegau zu reisen gedenke; der Herzog habe seine Einwilligung gegeben. Er und einige treue verschwiegene Knechte würden sie

begleiten. Die Herzoginn mahne den Ritter an sein gegebenes Wort.

Freudig steckte Kunz den Brief in die Tasche und ging mit seinem Oheim hinaus in die warme mondhelle Nacht, um auf und abwandelnd dessen näheren Willen zu vernehmen.

„Kunz,“ sagte der Bischof, „ich möchte dir rathen, nicht selbst zu gehen; du spielst ein gefährliches Spiel.“

„Wie meint ihr das? — Ich gab der Herzoginn mein Ritterwort.“

„Dann reite. Aber hast du dir jemals Rechenschaft abgelegt, ob alle deine Handlungen, die dem Anschein nach so edel sind, aus reinem gottergebenen Herzen kommen? Solltest du weiter gar keine Absichten haben, als die beiden so nah verwandten Familien wieder zu vereinigen und den unglückseligen Streit beizulegen?“

„Welche andere wären es?“ fragte Kunz betreten. Da faßte ihn der Bischof scharf in's Auge. „Ich kenne deinen ungezähmten Ehrgeiz, der sich schon in dir zeigte, da du noch ein winzig Knäblein warst. Du bist meist unter meinen Augen aufgewachsen, jene Leidenschaft wuchs mit dir. Gleiche Gesinnungen führte dich mit deinem Weibe

zusammen; ich glaube sie so gut wie dich durchschaut zu haben. Kunz, ich warne dich! du kämpfst gegen zwei Schlangen, um ihnen den Kopf zu zertreten, nur damit du ihnen die goldenen Kronen vom Haupte nehmest und sie beide auf dein eigenes setzest. Bedenke, daß sie die Übermacht über dich gewinnen können und dann bist du verloren."

„Nimmermehr!" rief der Ritter und seine Augen glühten.

„Gemach! Du hast einen wilden aufbrausenden Sinn; du kannst keine Kränkung vertragen. Aber gerade diese Hitze kann Alles verderben. Den krummen Schleichwegen deiner Gegner bist du nicht gewachsen; du willst immer gerade durch. Der Churfürst liebt diesen alten biedern Rittersinn nicht; er ist ein Freund weitläufiger Verhandlungen und macht solche verwickelte Geschäfte lieber in der Mitte seiner Räthe mit der Feder ab, als unter seinen Rittern mit dem Schwerte. Und er thut recht, Menschenblut zu schonen. Aber dort kannst du ihm in nichts dienen; Magdeburg, ein vielkundiger rechtserfahrner Mann, und Bibenberg mit seinem besonnenen stets wohl durchdachten Rathe sind ihm unentbehrlich. Beim Herzog Wilhelm vermöchtest du mehr auszurichten, aber Apel Vitzthum ist schlauer

als du, und wird dir den Weg ewig versperren. Könntest du des Churfürsten und des Herzogs Meinungen in dir vereinigen, was aber der Sache selbst wegen unmöglich ist; ich wollte dir Glück wünschen. Aber diese beiden Brüder stehen sich einander gegenüber wie die alte und neue Zeit. Der Herzog ist ein ächter alter Ritter, der Churfürst ein gewandter listiger Staatsmann. Beiden kannst du nicht zugleich genügen, und so hoch du auch jetzt in des Churfürsten Gunst stehst, so wirst du entbehrlich, so bald dir der Friede das Schwert einzustecken gebeut."

„Ihr irrt euch in unserem Herrn, lieber Ohm, er ist nur ein lenksamer Mann, der gerade nicht viel Selbstständigkeit hat. Was ihr für seinen eigentlichen Charakter haltet, das haben ihm Magdeburg und Bibenberg erst eingeschwatzt. Sind ihm die von der Seite, so ist er ein würdiger Sohn seines Vaters, des streitbaren Friedrichs."

„Wollte der Himmel, daß ich irrte! Aber als der Bruder deiner seligen Mutter halte ich es für meine Pflicht, dir meine Meinung an den Tag zu legen."

„Wofür ich euch ewig Dank schuldig bin."

Ihr Gespräch wurde von einem heftigen Streit unterbrochen, der sich unfern von ihnen vor dem Lager zwischen einigen Menschen erhob und bald ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Zwei wurden mit Einem Handgemein, der ihnen bald unterlag; die Sieger schlugen wacker mit den Fäusten auf den jammernden Gestürzten los und ließen ihrer Wuth im vollsten Maß freien Lauf. Kunz sprang hinzu, um dem Frevel zu wehren, staunte aber nicht wenig in den Schlägern seinen eigenen Knappen Schweinitz und den Knappen seines Freundes Mosen, Wiland, und in dem Untergelegenen sogar einen Mönch zu erkennen. Ohne sich lang zu besinnen vergalt er den Ungezogenen mit gleicher Münze, die nun erschrocken von ihrem Gegenstande abließen. Schweinitz stand ehrerbietig vor seinem Herrn; Wiland aber schäumte vor Wuth.

„Was habt ihr Buben mit diesem Manne vor?" donnerte Kunz und half dem keuchenden Mönch auf.

„Herr," erwiederte Schweinitz mit weinerlicher Stimme, „ich schlug nur aus Gefälligkeit gegen meinen Freund mit drauf."

„Nun dann will ich auch aus Gefälligkeit für ihn dich samt ihm wieder durchhauen. Was aber bewegt dich, Wiland, zu solch abscheulichem Verfahren, dich an diesem gottgeweihten Manne zu vergreifen?“

„Herr Ritter,“ rief der Knappe, „dieser gleisnerische Schurke hat das beste Mädchen von der Welt und mich selbst, um das ganze Glück unsers Lebens betrogen. Seine gottverfluchte That hat mich aus meiner Heimath, und aus der friedlichen Hütte in den wilden Krieg getrieben; er verdient die Hölle an mir. Der Mönch Sebastian ist's aus dem Kloster Grünhain. Gott weiß welche Menge von Schandthaten er auf dem Gewissen hat!“

„Zähme deine Lästerzunge, Bube!“ zürnte Kunz.

„Wie kommst du hierher, mein Sohn?“ redete der Bischof, der unterdessen auch hinzu getreten war, den Mönch an; erschreckt erkannte dieser seinen Fürsten und stammelte in der größten Bestürzung unzusammenhängende Worte.

„Er hat einen Brief in seiner Kutte; das hab ich wohl gefühlt,“ sagte Wiland; „aber er wehrte sich wie ein Eber, als ich ihm solchen abnehmen wollte.“

„Was hast du hier im Lager zu schaffen?“ fragte der Bischof abermals mit erhöhter Stimme. Doch Sebastian konnte kein Wort hervorbringen.

„Ich befehle dir, mir deines Hierseins Ursach zu entdecken!“ fuhr der Bischof eifriger fort. „Oder dich trifft die härteste Strafe der Kirche.“

„Einen Brief soll ich bestellen von unserem Abt,“ erwiederte endlich der Mönch ängstlich.

„An wen?

„An den churfürstlichen Rath Georg von Bibenberg.“

„Gib mir den Brief, ich selbst will ihn bestellen.“

„Verzeiht! Ich soll ihn Niemandem als dem Bibenberg oder dem Kanzler Magdeburg übergeben.“

„In meine Hand sollst du ihn legen, Mönch! Wagst du mir zu widersprechen?“

Da holte Sebastian zitternd den Brief hervor und übergab ihn dem Bischof.

„Sage deinem Abt, daß sein Bischof das Schreiben besorgt habe. Du aber eile, daß du aus dem Lager kommst, es möchte dir sonst noch übler ergehen.“

Sebastian, froh so wohlfeilen Kaufs davon gekommen zu sein, machte eilig von dieser Erlaubniß Gebrauch und war bald ihren Augen entschwunden.

„Wie seid ihr auf den Mönch gestoßen?" fragte Kunz jetzt die Knappen.

„Wir gingen selbander in der schönen Mondnacht," erzählte Wiland, „bis vor das Lager heraus und ich klagte eben dem Schweinitz mein großes Leid, wie ich so schändlich um die Braut betrogen worden, da schlich eine vermummte Gestalt auf das Lager zu und suchte uns auszuweichen. Das kam uns verdächtig vor und wir schritten eilig drauf los; der Mönch wollte entwischen, als er sah, das wir's auf ihn abgesehn hatten, aber bald war er von uns eingeholt, und ich erkannte auf der Stelle an der ganzen äußeren Gestalt und an dem Ton seiner Stimme meinen Todfeind."

„Kunz," sagte der Bischof, „ich wollte mein Leben verwetten, dieser Brief gilt uns oder vielmehr dir. Liborius, der Abt in Grünhain, ist mir feindselig gesinnt seit langer Zeit. Vor zwanzig Jahren, als die Hussiten in Sachsen und Meißtn übel hausten, war er noch Klosterbruder, aber ein versteckter

böser Geselle, der mit den Ketzern viel zu schaffen hatte, allen rechtgläubigen Christen zum Greuel. Er verlockte die andern Mönche zu gleicher Übelthat und der vorige Abt ließ sich sogar von ihm verführen. Mein Herz empörte sich gegen solch ketzerisches Unwesen und als das wilde Böhmenvolk wieder über die Grenzen gejagt war, hielt ich es für heilige Pflicht und Gottes Sache, den Unfug, den das Kloster getrieben, nach Rom zu berichten an den heiligen Vater. Eugenius that sie mit Recht in den Bann. Gottes Schickung hat nun gewollt, daß ich des Klosters Oberherr geworden bin; Liborius kann aber als Abt so wenig seine Rache verbergen, wie als Mönch seine Ketzerei. Klugheit verbietet ihm jemals öffentlich gegen mich aufzutreten, aber im Geheimen schleicht er und sucht, wie er mir eins versetze. Du bist gleichsam von meinem Blute und Stamme; der Kanzler Magdeburg und Bibenberg sind deiner Kühnheit schon lange feind gewesen, und es nichts sicherer, als daß sie sich mit meinen Feinden gegen dich verbunden haben."

„Wenn wir den Brief behielten," meinte Kunz.

„Nimmermehr! Ich müßte mich vor mir selbst schämen, das erstemal in meinem Leben so im Trüben

zu fischen. An deiner Feinde Benehmen erkenn ich schon, was die Glocken geschlagen haben."

Und somit schritt er hastig auf das Zelt los, worin die beiden Staatsmänner verhandelten. Kunz aber ging, seinen Leuten Befehl zum Aufbruch zu geben, damit er in der Frühe des Tages die Churfürstinn und seine Frau von ihrem hohen Besuche benachrichtige und endlich noch zu guter Zeit bei Pegau sei, um die Herzoginn zu empfangen. Als er eben im Begriff war, sein Roß zu besteigen, trat der Bischof noch einmal zu ihm.

„Nur zu wahr habe ich die Bestätigung meiner Ahnung aus ihren Gesichtern gelesen. Kunz, ich bitte dich nochmals sei auf deiner Hut!" dies war seine Anrede und zugleich Abschiedsgruß. Die Dunkelheit der Nacht entzog ihn bald des Ritters Blikken und dieser ritt still mit seinem Häuflein durch die Finsterniß, um von Niemandem bemerkt zu werden.

Aus dem Nebel des Morgens tauchten bald die Thurmspitzen von Altenburg hervor; der immer mehr wich, je näher sie über die ebene Fläche hinjagend der Stadt kamen. Stolz hob das auf Fel-

sen gegründete Schloß seine Zinnen empor; der Ritter sprengte zum schmalen Steinweg des Berges hinauf und stand bald vor dem Lager seiner schlummernden Gemahlinn. Indem er einen innigen Kuß auf ihre Lippen drückte, schlug sie die großen gebieterischen Augen auf und ihr Arm schlang sich freundlich um den geliebten kühnen Mann.

„Anna,“ sagte er, „eile hinaus auf unsere Burg; noch heute wird ein dir sehr willkommner Besuch dort eintreffen; die Herzoginn und die Churfürstinn werden sich in's Geheim drüben sprechen. Ich habe damit genug gesagt, um von dir Alles erwarten zu dürfen, was solche Gelegenheit erheischt.“

„Ha! endlich werden meine Wünsche erfüllt! in unsern Mauern soll ich die hohen Frauen begrüßen, denen mein Geist sich so nahe verwandt fühlt?“ jubelte die Frau', erhob sich von ihrem Lager und stand triumphirend da in ihrer majestätischen Gestalt. „Sorge für nichts, Kunz,“ fuhr sie dann wieder zärtlicher fort; „es soll an nichts fehlen, was uns in ihrer Gunst befestigen und noch höher stellen kann. Ich fliege hinaus, um das Nöthige zu ihrem Empfang anzuordnen.“ Und schon hatte sie den langen Reitrock übergeworfen, den rothen Lederbund umge-

gürtet und die schwarze Haube mit den langen schwankenden Federn auf die Fülle ihrer braunen Locken gedrückt. Kunz verließ das stolze Weib mit flüchtigem Abschied und eilte, die Churfürstinn zu unterrichten. Ihre Söhne an der Hand trat sie ihm im blendend weißen Morgenanzug gekleidet freundlich aus dem innern Gemach entgegen, als er in das Vorzimmer hereinschritt. Sie hatte in der Mitte ihrer Kinder die Morgenandacht verrichtet. Jauchzend sprangen die Knaben an Kunzen hinauf und ergriffen seine Hände. Liebkosend beugte er sich einen Augenblick zu ihnen herab und stattete dann der über die Freude ihrer Kinder lächelnden Herrinn seinen Bericht ab.

„Kunz, was haben wir euch Alles zu danken!" sagte sie dann mit noch größerer Freundlichkeit. „Nicht allein meinen Gemahl verbindet ihr euch durch eure Tapferkeit und klugen Rath auf's Innigste, wie er mir mit vielen Lobsprüchen auf euch wohl gemeldet hat, auch ich und meine liebe Base haben große Schulden euch abzutragen, und selbst diese Kinder sind euch mit einer rührenden Anhänglichkeit zugethan."

„Laßt mich in der Zufriedenheit, der Pflicht getreu nachgekommen zu sein, meine Belohnung fin-

finden, und erhaltet mir und euer ganzes Haus die Liebe lange, die ich, obwohl unwürdig, besitze."

„Mein Gemahl müßte der undankbarste Fürst sein, der je den Hermelin getragen, wollte er einmal vergessen, was ihr ihm gewesen seid. Überlaßt mir die Sorge, daß ihr nach geschlossenem Frieden gebürlich belohnt werdet. Doch eilt, mir die geliebte Anna bald in die Arme zu führen."

Kunz verbeugte sich stumm und eilte von stillem Entzücken über sein Glück erfüllt nach dem Rosse. Die Morgenröthe seines Tages begann zu dämmern; nicht ohne eitlen Stolz begrüßte er ihren goldenen Schein und ahnete nicht, daß dieser Tag ein fürchterliches Gewitter über sein Haupt zusammenziehen und er unter den Schlägen desselben erliegen würde.

Als er nach Pegau kam, lag die Herzoginn in das einfache Kleid einer gewöhnlichen Ritterssfrau und in einen dichten Schleier versteckt vor dem Bilde der hohen Himmelsköniginn, deren irdisches Ebenbild sie war, und flehte im inbrünstigen Gebet um ihre Gnade und Segen.

„Ihr seid pünktlich!" trat Eusebius mit freudeheiterer Stirn dem Ritter entgegen, als dieser durch die Pforte still in die Kirche schritt.

„Wie's dem braven Ritter ziemt!" war Kunzens Gegenrede indem er den freundlichen Gruß erwiederte.

„Ihr besitzet der Herzoginn ganzes Vertrauen" fuhr der Kapellan fort, „und ich kann euch bei meinem Heiligen zuschwören, was ich der durchlauchtigen Frau in geistlicher Hinsicht bin, das seid ihr auf dem Wege in weltlicher zu werden. Drum laßt uns gemeinschaftliche Sache machen, Ritter Kauffung."

Prüfend schossen Kunzens feurige Blicke nach des Paters Gesicht; er hatte noch nie einem Pfaffen getraut, aber in Eusebius's ruhigen Zügen drückte sich Offenheit und Redlichkeit aus. „Wie meint ihr das?" fragte Kunz rasch.

„Es kann der edlen Frau Manches begegnen, was ich nicht Macht abzuwenden habe, denn ich führe kein Schwert. Drum seid mein Verbündeter zu ihrem Schutz und Beistand. Wenn ich eurer bedarf, sollt ihr Nachricht haben. Ihr versteht mich doch, oder soll ich noch deutlicher reden?"

„Vollkommen! Mein Ritterwort zum Pfande; ich will nie fehlen, wo's für die Edle gilt."

Eben erhob sie sich, schlug den Schleier über das bleiche Gesicht, erwiederte Kunzens Gruß mit stummer Verbeugung und bestieg haußen ihren Zelter. Ihre eigenen, so wie Kunzens Leute umgaben sie. Kuuz ritt neben der Holden, der Pater neben der getreuen Amme mit dem Kinde in der Mitte und rasch gings nach Süden zu. Bald erhob sich der runde starke Thurm der Burg Gnandstein vor ihren Blicken, und als sie die Höhe gewonnen, lag hinten am Hölzchen Kunzens Schloß vor ihnen. Die Herzoginn wurde lebendiger und trieb ihr Pferd zur Eile; bald hielten sie am Thore. Die Churfürstinn stand außerhalb desselben mit Kunzens Gattinn; alle fürstlichen Kinder und des Ritters Knaben waren um sie versammelt. Die Herzoginn wurde von Kunzen herabgehoben, schlug den Schleier zurück und sank mit einem Freudenlaut in ihrer Base Arme. Dann umhalste sie mit Thränen im Auge alle Kinder der Reihe nach. Die Prinzessinnen Anna und Amalia liebkosten die edle Frau und die Knaben boten ihr Mund und Hände entgegen. Anna, Kunzens Gattinn, erfreute sich ebenfalls der Umarmung der hohen Kö-

nigstochter und stolz führte sie dieselbe durch das Thor auf die zu ihrem Empfang köstlich zubereiteten Zimmer, von wo man eine weite Aussicht über Altenburg und die umliegende Gegend hatte. Das Thor schloß sich hinter ihnen und einige glückliche Stunden für die liebenden Herzen stiegen herauf.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Storch, Ludwig,

Kunz von Kauffung

Bd.: 1

Leipzig 1831

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.2716(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091330-2